D 20720 E

DER STERN

115. JAHRGANG NUMMER 6 KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE JUNI 1989



DER STERN

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage
mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign*, *New Era* und *Friend*.

Juni 1989
115. Jahrgang
Nummer 6

DER STERN

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Johannes Gutjahr, Dieselstraße 1,
D-6367 Karben 1
Telefon: 06039/5001

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Industriestraße 21, Postfach 1568,
D-6382 Friedrichsdorf 1,
Telefon: 06172/710334

Die internationale Zeitschrift der Kirche, deutsch „DER STERN", erscheint monatlich auf chinesisch, dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, holländisch, italienisch, japanisch, koreanisch, norwegisch, portugiesisch, samoanisch, schwedisch, spanisch und in der Tongasprache; zweimonatlich wird sie auf indonesisch, tahitisch und thailändisch veröffentlicht, vierteljährlich auf isländisch.

DER STERN is published monthly by The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints, 50 East North Temple, Salt Lake City, Utah 84150. Application to mail at second class postage rates is pending at Salt Lake City, Utah. Subscription price $10.00 per year. $1.00 per single copy. Thirty days' notice required for change of address. When ordering a change, include address label from a recent issue; changes cannot be made unless both the old address and the new are included. Send U.S.A. and Canadian subscriptions and queries to Church Magazines, 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, U.S.A. Subscription information telephone number 801-240-2947.

POSTMASTER: Send address changes to DER STERN at 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, U.S.A.

Jahresabonnement:
DM 26,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt, Konto-Nr. 88666, BLZ 50050102.
sFr. 21,00 an Citibank, N. A. Zürich,
Konto-Nr. 0/110501/005,
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 180,– an Erste Österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): US$10.00

Erscheint zwölfmal im Jahr

Printed by Friedrichsdorf Printing Center
Federal Republic of Germany

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt der „KINDERSTERN Juni 1989" bei.

PBMA8906GE

Inhalt

Für Kinder



Umschlagbild: *„The Trek West"* Harold I. Hopkinson.
Die Artikel in diesem Stern vermitteln den Pioniergeist, der in der Erinnerung und im Handeln der heutigen Heiligen der Letzten Tage fortlebt.





BOTSCHAFT VON DER ERSTEN PRÄSIDENTSCHAFT

DENKT AN CHRISTUS

Präsident Ezra Taft Benson

Als Präsident George Albert Smith noch ein Junge war, hatte er ein Erlebnis, das sein Leben veränderte. Er schreibt:

„Als Kind – ich war dreizehn – ging ich an der Brigham-Young-Akademie zur Schule. ... Ich weiß nicht mehr viel von dem, was dort während des einen Jahres, als ich hinging, gesagt wurde, aber eines werde ich wohl nie vergessen. ... Dr. Karl G. Mäser stand eines Tages auf und sagte: ‚Ihr werdet nicht nur für das Rechenschaft ablegen müssen, was ihr tut, sondern euch sogar für das verantworten müssen, was ihr denkt.'

Ich wußte nicht recht, was ich da tun sollte, und machte mir Sorgen – ich war ja noch ein Junge und nicht gewohnt, meine Gedanken sehr unter Kontrolle zu halten. Aber etwa eine Woche oder zehn Tage danach begriff ich plötzlich, was gemeint war: Ihr werdet für eure Gedanken Rechenschaft ablegen müssen; wenn nämlich euer Erdenleben zu Ende ist, wird es die Summe eurer Gedanken gewesen sein. Diese Anregung hat sich mein Leben lang als sehr segensreich erwiesen und mir oft geholfen, schlechte Gedanken zu vermeiden, denn mir ist klar: Wenn mein Leben vorüber ist, wird es das Resultat meines Denkens gewesen sein." (*Sharing the Gospel with Others*, Salt Lake City, 1984, Seite 62f.)

Aus Gedanken werden Taten, aus Taten Gewohnheiten, aus Gewohnheiten wird ein Charakter, und von unserem Charakter hängt unsere ewige Bestimmung ab.



WAS WÜRDE DER ERRETTER TUN?

„Weg mit dir, Satan!" von Carl Heinrich Bloch. Original in der Burgkapelle von Frederiksborg, Dänemark. Mit freundlicher Genehmigung des Museums Frederiksborg.

König Benjamin hat dies richtig verstanden. Im vorletzten Vers seiner bedeutenden Rede, die im Buch Mormon aufgezeichnet ist, sagt er:

„Ich kann euch schließlich nicht alles sagen, wodurch ihr Sünde begeht, denn es gibt ja verschiedene Mittel und Wege, ja, so viele, daß ich sie nicht aufzählen kann." (Mosia 4:29.)

Im letzten Vers erteilt er uns dann den Rat, daß wir auf uns und unsere Gedanken achthaben sollen (siehe Mosia 4:30).

Als Christus nach seiner Auferstehung in Amerika erschien, sagte er:

„Siehe, von denen in alter Zeit ist geschrieben worden: Du sollst nicht Ehebruch begehen.

Ich aber sage euch: Wer eine Frau ansieht, daß es ihn nach ihr gelüstet, der hat in seinem Herzen schon Ehebruch begangen.

Siehe, ich gebe euch das Gebot, nichts davon in euer Herz eindringen zu lassen." (3 Nephi 12:27-29.)

Ins Herz eindringen? Freilich, denn wie ein Mensch im Herzen denkt, so ist er.

Unser Denken ist mit einer Bühne verglichen worden, auf der immer nur eine Szene auf einmal ablaufen kann. Von der einen Seite der Kulissen her versucht der Herr, der Sie liebt, auf der Bühne Ihres Denkens das zu inszenieren, was Ihnen zum Segen gereicht. Von der anderen Seite versucht der Teufel, der Sie haßt, auf dieser Bühne in Szene zu setzen, was

Ihnen zum Fluch wird. Sie selbst jedoch führen Regie – Sie sind es, der bestimmt, was für Gedanken die Bühne betreten. Vergessen Sie nicht: Der Herr möchte, daß Sie eine Fülle der Freude empfangen wie er. Sie allein bestimmen, wessen Gedanken Sie zulassen. Sie können sich frei entscheiden. Die Folgen Ihrer Entscheidungen allerdings können Sie sich nicht aussuchen. Sie werden zu dem, was Sie denken – zu dem, was Sie ständig auf der Bühne Ihres Denkens aufführen.

Zuweilen mag es Ihnen schwerfallen, einen bestimmten bösen Gedanken von der Bildfläche zu verbannen. Elder Boyd K. Packer hat vorgeschlagen, daß man zu diesem Zweck ein inspirierendes Zionslied singen oder sich zumindest den Text vorsagen kann. Der inzwischen verstorbene Elder Bruce R. McConkie schlug vor, in Gedanken ein Anfangslied zu singen

FÜR DIE HEIMLEHRER

Einige wesentliche Punkte, die Sie bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben könnten:

1. Wir werden nicht nur für das zur Rechenschaft gezogen werden, was wir tun, sondern wir werden uns sogar für das verantworten müssen, was wir denken.
2. Aus Gedanken werden Taten, aus Taten Gewohnheiten, aus Gewohnheiten wird ein Charakter, und von unserem Charakter hängt unsere ewige Bestimmung ab.
3. Der Herr möchte, daß wir eine Fülle der Freude haben wie er. Der Teufel möchte, daß alle Menschen so elend werden wie er.
4. Präsident Benson sagt, es gebe keine wichtigere Frage als die: „Herr, was soll ich tun?"

Hilfen für das Gespräch

1. Sprechen Sie darüber, was es für Sie bedeutet, ein Leben wie Christus zu führen, indem man seine Gedanken beherrscht.
2. Unsere Gedanken haben Einfluß darauf, was wir im Leben tun und was aus uns wird. Wie denkt die Familie darüber?
3. Gibt es in diesem Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie vorlesen oder besprechen könnte?
4. Würde das Gespräch besser verlaufen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt redeten? Gibt es eine Botschaft vom Kollegiumspräsidenten oder Bischof?

und sich dann selbst eine Predigt zu halten. Seine besten Predigten, sagte er, habe er sich selbst gehalten.

Laden wir den Teufel nicht ein, uns eine Darbietung zu geben. Gewöhnlich merken wir es kaum, wenn er sich in unsere Gedanken einschleicht. Unsere Rechenschaftspflicht beginnt damit, wie wir mit einem bösen Gedanken unmittelbar nach dessen Auftreten umgehen. So wie Jesus sollen auch wir der Versuchung entschieden und unverzüglich ein Ende bereiten. Lassen wir den Teufel mit seinen listigen Ausführungen gar nicht erst zu Wort kommen.

Wir haben die Möglichkeit, in unserem Gedächtnis gute, erhabene Gedanken zu speichern, sie nach Belieben abzurufen und auf die Bühne zu holen. Als der Herr in der Wüste den drei großen Versuchungen ausgesetzt war, antwortete er dem Teufel jedesmal sofort mit einer entsprechenden Schriftstelle, die er im Gedächtnis gespeichert hatte.

Die wichtigste Frage im Leben

Der Herr hat gesagt: „Seht in jedem Gedanken zu mir her." (LuB 6:36.) In jedem Gedanken zum Herrn hinzusehen – das ist für uns die einzige Möglichkeit, so zu werden, wie wir sein sollen.

Der Herr stellte seinen Jüngern die Frage: „Was für Männer sollt ihr sein?" Dann beantwortete er seine Frage selbst: „So, wie ich bin." (3 Nephi 27:27.) Um so zu werden, wie er ist, müssen wir ständig an ihn denken, uns gedanklich ständig mit ihm befassen. Jedesmal, wenn wir das Abendmahl nehmen, verpflichten wir uns, „immer an ihn zu denken" (Moroni 4:3; 5:2; LuB 20:77,79).

Wenn es an unseren Gedanken liegt, was wir sind, und wenn wir so sein wollen wie Christus, dann müssen wir auch so denken wie Christus.

Paulus, der nach Damaskus unterwegs war, um die Heiligen zu verfolgen, sah ein Licht vom Himmel und hörte die Stimme des Herrn. Paulus stellte eine einfache Frage, und indem er dieselbe Frage immer wieder stellte, änderte er sein Leben: „Herr, was soll ich tun?" (Apostelgeschichte 22:10.) Auch Ihr Leben kann sich ändern, wenn Sie konsequent diese Frage stellen. Eine wichtigere Frage können Sie in diesem Leben gar nicht stellen. „Herr, was soll ich tun?" Ich lege Ihnen nahe: Machen Sie diese Frage zu der wichtigsten in Ihrem Leben.

Wir müssen für unsere Gedanken Rechenschaft ablegen. Unser Denken muß auf den Herrn gerichtet sein. Wir müssen an Christus denken.

Ich bezeuge Ihnen: Es gibt keine größere, keine interessantere Aufgabe, als das Bemühen, von Christus zu lernen und in seine Fußstapfen zu treten. Jesus Christus hat als unser Vorbild auf dieser Erde gelebt. Er ist unser Fürsprecher beim Vater. Er hat das große Sühnopfer zustandegebracht, damit wir eine Fülle der

Freude empfangen und gemäß seiner Gnade, unseres Umkehrwillens und unserer Rechtschaffenheit erhöht werden können. Alles, was er tat, war vollkommen. Er hat uns geboten, vollkommen zu sein, so wie er und sein Vater vollkommen sind (siehe 3 Nephi 12:48).

„Was würde Jesus tun?" oder „Was möchte er, daß ich tue?" – das sind die alles überragenden Fragen dieses Lebens. Ihm nachzufolgen, darin besteht die größte Leistung in diesem Leben. Am erfolgreichsten ist der, dessen Leben dem des Herrn am nächsten kommt. Ich weiß, daß der Herr lebt. Ich weiß, daß er uns liebt. Ich weiß, daß niemand ohne ihn ans Ziel kommt; gemeinsam mit ihm können wir das Ziel jedoch nicht verfehlen.

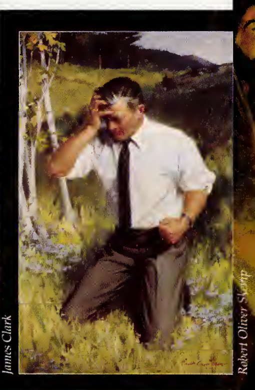
Ich weiß, daß Gott aus unserem Leben weit mehr machen kann als wir allein.

Ich bete darum, daß wir von nun an den Mut aufbringen, sittlich zu handeln, das heißt, daß wir uns täglich mehr bemühen, an Christus zu denken, von ihm zu lernen, in seine Fußstapfen zu treten und zu tun, was er von uns erwartet. Im Namen Jesu Christi. Amen. ☐

HERR, WAS SOLL ICH TUN?



James Clark



Robert Oliver Skemp

JEDESMAL, WENN WIR DAS ABENDMAHL NEHMEN, VERPFLICHTEN WIR UNS, IMMER AN IHN ZU DENKEN


Gary E. Smith

IHR ERBE GEHÖRT UNS ALLEN

Sydney Smith Reynolds

Viele Menschen, die sich zur Kirche bekehren, stellen fest, daß sie sich damit zugleich das Pionierebe der Kirche – Opferbereitschaft, Mut, Engagement und Ausdauer – zu eigen machen.



Ich kenne einen Schotten namens José, der mich sehr beindruckt. Seine Mutter ist zwar Spanierin, aber er ist ein waschechter Schotte und Mitglied der Kirche. Er kam in Schottland zur Welt, und während wir in diesem Land lebten, machte es ihm großen Spaß, uns die Burgen seiner Heimat zu zeigen. „Bei euch gibt es keine Burgen? Wie schade!" meinte er.

Obwohl er ein Schotte der ersten Generation ist, kennt er die Erzählungen von den bedeutenden historischen Figuren seines Landes, und er hat von ihnen buchstäblich Besitz ergriffen. Sein dunkles Lockenhaar, seine verträumten Augen und seine dunkle Haut wirken so gar nicht schottisch, aber niemand, der ihn kennt, bezweifelt, wo er sich zugehörig fühlt.

Viele Mitglieder der Kirche leben, wie Jose, in einem anderen Land als in dem ihrer Vorfahren. In manchen Fällen liegt die Auswanderung ein, zwei Generationen zurück, in anderen Fällen ist es erst wenige Wochen

„Planwagenpioniere" von Minerva Teichert;
mit freundlicher Genehmigung des Temple Square Hotels.

oder Monate her, daß sie ein neues Leben in einer neuen Kultur begonnen haben. Auch wenn viele ihre gewohnten Gebräuche und Ansichten beibehalten, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sie zumindest einige von den Idealen und Traditionen ihrer neuen Heimat annehmen. In ähnlicher Weise stellen auch viele Menschen, die sich zur Kirche bekehren, fest, daß sie sich bei der Bekehrung zugleich das Pioniererbe der Kirche zu eigen machen.

Zwar hat mehr als die Hälfte aller heutigen Mitglieder keinerlei persönliche Verbindung zu den Pionieren, die im 19. Jahrhundert nach Utah zogen; dennoch werden wenige Heilige der Letzten Tage in Abrede stellen, daß wir von ihnen viel lernen können. Sie liefern uns zahlreiche Beispiele in bezug auf Vorsorge, die Bereitschaft, für den Aufbau Zions Opfer zu bringen, und die Fähigkeit, sich mit Schönheit und Frieden zu umgeben, wo immer man auch lebt. Von den Pionieren läßt sich auch manches über Opferbereitschaft, Mut angesichts großer Schwierigkeiten, Engagement, Zusammenarbeit und Ausdauer lernen.

Die Heiligen der Frühzeit pflügten und bebauten den Boden, als sie über die großen Ebenen zogen, und sie säten und bearbeiteten Felder für ihre nachkommenden Brüder und Schwestern im Evangelium. Innerhalb einer Woche nach der Ankunft der Heiligen im Salzseetal bestimmte Brigham Young den Standort für den Tempel. Der Bau dauerte allerdings vierzig Jahre, und Brigham Young starb viele Jahre bevor der Tempel geweiht wurde. Mehr als einer von den Arbeitern und Handwerkern, die an dem Gebäude arbeiteten, muß sich gedacht haben: „Hoffentlich erlebe ich es, daß der Tempel fertig wird."

Für die Ewigkeit bauen

Aber unabhängig davon, ob diese Menschen die Segnungen des Tempels, den sie bauten, für sich beanspruchen konnten, wußten sie doch, daß dieser Bau ihre größten Anstrengungen wert war und daß sie für die Ewigkeit und für andere Menschen bauten, die das Evangelium annehmen würden, wenn sie selbst längst nicht mehr da sein würden. Sie haben für uns gebaut, und auch in diesem Sinne gehört das große Pioniererbe uns allen.

Für viele besteht die Pioniergeschichte der Kirche nicht nur in der Auswanderung nach Utah. Sie ist zugleich die Geschichte des Evangeliums und des wachsenden Gottesreiches in aller Welt. Viele Mitglieder der Kirche sind selbst auf ihre Art Pioniere – die ersten in ihrer Familie, die das Evangelium annehmen, oder sie gehören zu den ersten Mitgliedern der Kirche in einer bestimmten Weltgegend und wirken dort am Aufbau der Kirche mit.

Wieder andere, wie beispielsweise die in England gebürtige Rose Thompson, fühlen sich den Pionieren verwandt, auch wenn ihre Vorfahren nicht zu denen gehörten, die seinerzeit nach Utah auswanderten. Schwester Thompson erinnert sich, wie sie im Alter von zehn Jahren krank war und damals an den Mut der Pioniere dachte, die große Mühsal zu ertragen hatten. „Ich fragte mich, was mit mir geschehen wäre, wenn ich mit den Pionieren unterwegs gewesen wäre, statt in einem bequemen Bett zu liegen und einen Arzt zur Hand zu haben", erzählt sie. „Ich kam zu dem Schluß, daß ich unterwegs gestorben wäre. Ich sagte Dank, daß ich in dieser Generation geboren bin, und beschloß, wie die Pioniere allen Schwierigkeiten zu trotzen."

Nach ihrer Hochzeit zog Schwester Thompson mit ihrem Ehemann nach Edinburgh. Sie besuchten dort oft eine ältere Schwester, die in der Kirche viele Jahre lang Pionierdienste geleistet hatte, sowohl in der Frauenhilfsvereinigung als auch in der Organisation der Jungen Damen. Die Frau hatte ihren Mann und ihre zwei Söhne auf See verloren.

Schwester Thompson berichtet: „Ich habe sie gefragt, wie ihre Jugend war und was sie in der Kirche getan hatte, und sie sagte nur: ‚Wir haben getan, was zu tun war.' Sie konnte mir keine Anekdoten erzählen, aber sie hat mir ihren Pioniergeist vermittelt. Wenn ich in neue und schwierige Situationen geriet – etwa mit den Kindern oder durch kirchliche Aufgaben, half es mir sehr, wenn ich daran dachte:
Tu einfach, was zu tun ist."

Tom Russell schloß sich der Kirche an, nachdem er eine Heilige der Letzten Tage geheiratet hatte. Über das Pioniererbe, das er damit übernommen hat, denkt er ähnlich wie Schwester Thompson. Wenn er keine Pioniervorfahren hat, so stammt doch seine Frau von Pionieren ab. „Die Ururgroßmutter meiner Töchter zog elf Kinder groß, während sie morgens das Feld pflügte und nachmittags die Wäsche wusch. Abends machte sie die Buchhaltung und führte Protokoll bei den Sitzungen der Brigham-Young-Akademie", sagt Bruder Russell. „Für mich ist sie ein großartiges Vorbild, und meine Kinder sollen wissen, daß wir in dieser Familie die Kraft haben, schwere Zeiten zu überdauern, falls wir jemals davon betroffen sind."

Jeff und Sherry Burger, die sich in Amerika der Kirche anschlossen und nun in Europa einen Familienbetrieb führen, schätzen den Pioniergeist der europäi-

Unabhängig vom Erbe jedes einzelnen sind wir als Brüder und Schwestern im Evangelium Jesu Christi gemeinsam in seinem Werk engagiert. Das Erbe der Pioniere ist unser aller Erbe.



„Pionierfrau mit Wäsche" von Minerva Teichert;
mit freundlicher Genehmigung von Susan Stokes Griffeth.

schen Heiligen. Sie finden die Berichte über das Leben der frühen Heiligen glaubensstärkend. „Ich lese und höre gern von den Erlebnissen der Pioniere", sagt Bruder Burger. „Ihre Prüfungen und Erfolge bewegen mich zutiefst. Es ist, als wären die Pioniere meine Vorfahren, ob ich nun mit ihnen verwandt bin oder nicht."

Ein Wandel zum Besseren

Richard Van Hagen, zur Zeit Präsident des Pfahls Edinburgh Schottland, verdankt den Umstand, daß er Mitglied der Kirche ist, teilweise den Pionieren. Sein Interesse an der Kirche wurde durch eine Radiosendung geweckt. Eines Tages war er im Auto auf einer Landstraße unterwegs, und der Radioempfang wurde so schlecht, daß er nichts hörte und den Sender wechselte.

„Die einzige Sendung, die ich klar empfangen konnte, handelte von den Mormonenpionieren", erzählt er. „Ich hörte wie gebannt zu, und ich weiß noch, wie ich nach der Ankunft an meinem Ziel noch lange im Auto sitzenblieb, außerstande, das Radio abzuschalten und den Wagen zu verlassen." Bis dahin hatte Bruder Van Hagen nichts von der Kirche gewußt. Der Glaube und Mut der frühen Heiligen machte großen Eindruck auf ihn. „Ich bewunderte die Entschlossenheit dieser Menschen und empfand große Achtung für sie", sagt er. Bruder Van Hagen glaubt, es war kein Zufall, daß er diese Sendung hörte. „Hin und wieder habe ich mich gefragt, ob sie wirklich gesendet worden ist." Ein paar Wochen später klopften die Missionare an seine Tür. Er nahm ihre Botschaft an und trat der Kirche bei.

Karen Reynolds hingegen stammt tatsächlich von Pionieren ab, die sich in Utah und in den mexikanischen Kolonien niederließen. „Ich erinnere mich an die Pionierfeiern am 24. Juli und die anschließenden Festspiele zum Gedenken an den Zug nach Mexiko. Wir erzählten uns Geschichten von den ersten Jahren in Mexiko – von den Höhlenwohnungen zum Beispiel, die in die Flußböschungen gegraben wurden. Aber mir war damals nicht bewußt, wie sehr ich von allem profitieren würde, was meine Eltern mich lehrten, nämlich zu arbeiten, Obst einzumachen, Brot zu backen, zu nähen und mit dem auszukommen, was man hat", sagt Schwester Reynolds.

Kürzlich mußte Bruder Reynolds eine gutbezahlte Stelle aufgeben, weil die Familie übersiedelte und die Farm des erkrankten Schwiegervaters übernahm. „Wir bereuen unseren Entschluß nicht, auch wenn unsere Pionierfähigkeiten dabei wirklich auf die Probe gestellt worden sind", meint die Schwester. „Sorgsame Finanzplanung und wohlüberlegte Einkäufe waren plötzlich eine Lebensnotwendigkeit und nicht mehr bloß ein Experiment nach einer FHV-Lektion über Sparsamkeit."

Mit dem Vorhandenen auszukommen war jedoch nicht das einzige, was Schwester Reynolds von den Pionieren des neunzehnten Jahrhunderts gelernt hat. Im Vorjahr hat die Familie ein Kind verloren. „Mir war, als bräche mir das Herz, als wir den Jungen in das kalte Grab legten", sagt sie. Als sie einige Tage darauf krank im Bett lag, trauerte sie noch immer sehr. Jemand aus der Gemeinde brachte ihr einen Stapel Bücher, darunter eines mit Erzählungen über die Pioniere. „Als ich dieses Buch las, mußte ich daran denken, wie viele dieser Frauen ihre Kinder in flachen Gräbern am Weg zurückgelassen haben. Mein Junge hat einen Sarg und einen Grabstein, und ich kann sein Grab besuchen. Es war nicht leicht, aber ich begann, mir meine Segnungen vor Augen zu halten. Diese Menschen sind voller Glauben vorwärtsgegangen, und das kann auch ich."

Ich selbst bin ebenfalls dankbar für unser Pionier-erbe. Erzählungen aus meiner eigenen Familie sind mir oft eine Quelle der Inspiration und des Mutes und ein Segen. Wenn ich von den Heiligen in den frühen Tagen lese, ist mir, als wären viele von ihnen persönliche Bekannte. Ich glaube, daß sie einen Begriff von dem großen Werk hatten, in dem sie wirkten. Ihr Horizont ging weit über die Berge, die sie umgaben, und auch weit über den Bereich ihrer unmittelbaren Angehörigen hinaus. Bestimmt können sie die Schwierigkeiten nachempfinden, mit denen wir heute als Pioniere der Letzten Tage konfrontiert sind.

An der Spitze der Kirche stehen heute Bekehrte der ersten Generation aus allen Teilen der Welt neben Söhnen und Töchtern bedeutender Pionierfamilien. Dennoch sind wir, unabhängig vom Erbe jedes einzelnen, Brüder und Schwestern im Evangelium Jesu Christi und sind gemeinsam in seinem Werk engagiert. Das Erbe der Pioniere ist unser aller Erbe. ☐

Sydney Smith Reynolds ist eine Ururenkelin von Joseph Smiths Bruder Hyrum. Sie lebt in der Gemeinde Orem 23 im Pfahl Orem, Utah Sharon.

Isaac C. Ferguson

GROSSZÜGIGE SPENDEN

Wie Spenden und Sonderfasttage von Mitgliedern der Kirche Bedürftigen zugute kommen.

Die heute ausgedörrten, grauen Terrassenhänge und zerklüfteten Täler im Norden Äthiopiens lassen es kaum glaubhaft erscheinen, daß dieses Land einmal grün und fruchtbar war. Da und dort, vereinzelt, Gestrüpp – das ist alles, was von der einst endlos grünen Weite geblieben ist, wo Nomaden, die in der Regenzeit nach Norden zogen, ihre Herden weiden ließen. Die Dürre hat das einstige Weideland kahl gemacht und die Herden zugrunde gehen lassen. Die Wanderstämme tauschten zögernd grenzenloses Land gegen kleine Anbauflächen oder gegen die staatliche Katastrophenhilfe. Ohne Wasser erodiert die Hoffnung auf gedeihendes Leben ebenso unaufhaltsam wie der kostbare Mutterboden des Landes.

In Geddobar in der äthiopischen Provinz Wello hingegen gibt es Hoffnung. Hier, in einem von Dürre bedrohten Bergtal 560 Kilometer nördlich der Hauptstadt Addis Abbeba, gibt es ein kleines, von der Kirche ins Leben gerufenes Bewässerungsprojekt, eines von vielen humanitären Dienstprojekten, die mit Spenden von Mitgliedern der Kirche finanziert werden. (Einzelheiten über andere Projekte finden Sie in den begleitenden Berichten.)

Im Jahr 1985 wurden die Mitglieder der Kirche in den USA und Kanada durch zwei Briefe von der Ersten Präsidentschaft zur Teilnahme an einem Sonderfasttag aufgerufen. Die finanziellen Mittel, die in Verbindung damit gespendet wurden, sollten „den Opfern von Dürrekatastrophen oder sonstwie verursachter Hungersnot und Entbehrung unter den Völkern Afrikas und möglicherweise in anderen Gebieten zugute kommen". In den Briefen wurde das Versprechen gegeben, daß „mit den gesamten Spendenmitteln den Hungernden und Notleidenden in Elendsgebieten geholfen würde, unabhängig davon, ob sie der Kirche angehören oder nicht". Die Heiligen hatten den Wunsch zu helfen und spendeten fast 11 Millionen Dollar.

Unmittelbar nach dem ersten Sonderfasttag im Januar 1985 machte die Kirche Organisationen ausfindig, deren Integrität außer Frage stand und denen sie helfen konnte, Lebensmittel, Zelte und Medikamente an Katastrophenopfer in Äthiopien und in den angrenzenden afrikanischen Staaten zu verteilen. Während der Jahre 1985 und 1986 wurden von der Kirche zur Verfügung gestellte Hilfsgüter durch das Internationale Rote Kreuz, die katholische Caritas und die amerikanische CARE-Organisation (Cooperative for American Relief Everywhere) verteilt.

Helfen, indem man Selbsthilfe ermöglicht

Im Geiste des kirchlichen Wohlfahrtsprogrammes – das bedeutet: helfen, indem man Selbsthilfe ermög-



Die üppige Vegetation dieses Wadis (Oase) in Tschad bildet einen krassen Gegensatz zur Wüste ringsum. Die landwirtschaftliche Produktion des Wadis ist nur durch das Wasser flacher, handgegrabener Brunnen möglich. Das Oberflächenwasser ist für Bewässerungszwecke zu salzig.

Die verbesserte Bewässerungsanlage in diesem Wadi ermöglicht die bessere Ausnutzung des vorhandenen Wassers. An einem Pfeiler lehnt der Mann, der die Anlage geplant hat, ein in Paris ausgebildeter Marokkaner. Von einem Kamel wird ein Achtziglitersack mit Wasser aus dem Brunnen gezogen.



ERSCHLIESSUNG DER WADIS IN TSCHAD

Wadis sind trockene Flußbetten oder Niederungen in der Wüste, wo man häufig Oasen findet. Das Oberflächenwasser in solchen Gegenden ist oft zu salzhaltig für den Genuß durch Mensch und Tier und manchmal selbst für Bewässerungszwecke ungeeignet. Dennoch ist der Boden fruchtbar und für den landwirtschaftlichen Anbau geeignet, wenn Wasser aus sogenannten schadufs *(das sind Brunnen von geringer Tiefe in den Wadis) zur Verfügung steht.*

Bis vor kurzem sind solche Wadis nur in der „feuchten" Jahreszeit von Nomadenstämmen als Weideland genutzt worden. In Zeiten der Trockenheit mußten die Viehhirten jedoch schwere Verluste hinnehmen. Deshalb wird nun das landwirtschaftliche Potential der Wadis erschlossen. Heute ernährt ein Wadi drei- bis vierhundert Menschen.

Die traditionelle Bewässerungsmethode bestand darin, Wasser in Säcken, die nur wenige Liter faßten, aus den schadufs *zu fördern. Da diese Methode zeitraubend und wirkungslos ist, wurde auch nicht viel bewässert. Die Kirche hat in Zusammenarbeit mit CARE Hilfsgelder für die Entwicklung funktionierender Bewässerungsanlagen verwendet. So wurde etwa ein leistungsfähigeres Fördersystem entwickelt. Kamele ziehen nun Achtziglitersäcke aus dem Brunnen. Die Säcke werden in einen Trog entleert und von dort durch ein Kanalnetz auf die Felder verteilt, wo unter anderem Mais, Kartoffeln, Sorghum und Paprika gezogen wird.*

In den Wadis wurden auch umweltschonende Arbeitsmethoden eingeführt. Die schadufs *etwa werden nicht mehr wie früher mit Dattelpalmenholz gebaut, sondern mit Lehmziegeln. Die Bäume dienen als Windschutz und somit auch als Schutz gegen Wanderdünen. Für den Windschutz und den Brunnenbau wird nun im Land eine dürrebeständige Baumsorte gezüchtet.*

licht – beschlossen die Führer der Kirche, daß ein Teil des Geldes für Projekte aufzuwenden sei, die den Betroffenen langfristige Unabhängigkeit bringen sollten, und so wurden mit einem Teil der Mittel Projekte wie das in Geddobar finanziert. Bei den meisten dieser Unternehmen in Äthiopien, im Tschad, in Niger, Kamerun, Nigeria und Ghana geht es um die Nutzung von Wasserreserven und um die Entwicklung der Landwirtschaft als Schutz vor künftigen Dürreperioden. Die Gelder vom zweiten Sonderfasttag im November 1985 werden derzeit Projekten in anderen Teilen Afrikas und auf anderen Kontinenten zugeführt, wo dringender Bedarf besteht.

Unter der Leitung der Freiwilligen-Organisation *Africare* mit Sitz in Washington D. C. begannen Mitte 1985 die Bauarbeiten in Geddobar. Das Wasser eines aus Quellen gespeisten Gebirgsbaches wird zur Bewässerung von 4000 Hektar Landwirtschaftsfläche genutzt. Das Unternehmen wurde nach der afrikanischen Dürrekatastrophe von 1984/85 von der Kirche initiiert. Infolge dieser Katastrophe litten Millionen Hunger, und Hunderttausende kamen um.

Die Fertigstellung des äthiopischen Bewässerungsprojekts ist für alle, die gespendet haben, und für die 1650 Bauernfamilien, die intensiv an der Verwirklichung mitgearbeitet haben, ein wahr gewordener Traum. Nach dem Abschluß der Bauarbeiten werden die einheimischen Bauern zu dem Projekt mehr als 200000 Arbeitstage beigetragen haben. Viele bringen große Opfer. Manche Arbeiter gehen von ihren Wohnstätten in den Bergen drei Stunden zu Fuß zur Arbeitsstätte. Der Arbeitstag dauert zehneinhalb Stunden – dann kommt noch der Heimweg. Im Schnitt leisten die Arbeiter im Rahmen des Projekts fünf bis acht Arbeitstage pro Monat. Sie werden in Naturalien bezahlt und erhalten etwa drei Kilogramm Getreide pro Arbeitstag.

Man hätte zwar durchaus mehr moderne Technik einsetzen und dadurch die Bauzeit verkürzen und die körperliche Arbeit einschränken können, aber das Projekt ist mit Absicht so angelegt, daß es von den Einheimischen mit ortsüblichem Material und Gerät fertiggestellt werden kann. Die Menschen können auf diese Weise sich selbst helfen und auf ihr Projekt stolz sein. Auch konnten die Projektkosten dadurch niedrig gehalten werden.

Kanäle in einer Gesamtlänge von 24 Kilometern wurden von ortsansässigen Bauern gegraben. Die Bauern bereiteten auch das Terrain für den Dammbau zur Ableitung des Flusses vor. Die technischen Einrichtungen der Anlage sind so einfach, daß sie von der Bevölkerung selbst betrieben und gewartet werden können.

Lebenslange Unabhängigkeit

Die äthiopische Regierung erkannte bald den Wert der ganzjährigen Bewässerung in diesem Tal und verwendet das Projekt als Beispiel, das von anderen Hilfsorganisationen nachgeahmt werden soll. Ein hoher Beamter sagte: „Das ist ein sehr wichtiges Projekt, und wir möchten, daß andere es nachahmen. Es ermöglicht der Bevölkerung lebenslange Unabhängigkeit – die Bauern konnten ihre Erträge verdoppeln und verdreifachen. Der Einsatz von billigen technischen Mitteln und von einheimischer Arbeitskraft war für uns ein erfolgreiches Experiment."

Das äthiopische Landwirtschaftsministerium hat Vertrauen in dieses Projekt bewiesen, indem es Mittel für die Eröffnung eines Molkereibetriebes in unmittelbarer Nähe bereitgestellt hat. Es gibt bereits eine kleine Herde von Milchkühen.

Die Bauern selbst sind begeistert. Schon vor Fertigstellung der Anlage wurde ein provisorischer Graben zur Bewässerung von 16 Hektar Anbaufläche gezogen. Die Bauern pflanzten Papaya-, Guava- und Bananenplantagen und legten Gemüsefelder an, ein Risiko, das früher aus Angst vor Dürreperioden in der Wachstumszeit niemand auf sich genommen hätte.

Elder Alexander B. Morrison, Mitglied des Ersten Rates der Siebzig und der Gebietspräsidentschaft für Großbritannien, Afrika und Irland, sagt über das Projekt: „Das Wesentliche daran ist, daß dieses Projekt für zehntausend Menschen in drei Dörfern die künftige Lebensmittelversorgung sicherstellt. Diese Menschen, ihre Kinder und Kindeskinder werden, unabhängig von den Regenzeiten, selbst die Lebensmittel produzieren können, die sie brauchen, und zwar in größerer Menge und Vielfalt als bisher." Angesichts dessen, daß auch dieses Jahr weltweit wieder zu Lebensmittelspenden aufgerufen wurde, kommt diesem Ganzjahres-Bewässerungsprojekt der Kirche besondere Bedeutung zu.

In Krisenzeiten

Die weltweiten Sonderfasttage der Kirche im Jahr 1985 waren zwar ein neuer Ansatz zur Hilfe für notleidende Menschen; kirchliche Hilfsaktionen in Krisen-



Im Rahmen eines der von der Anden-Kinderstiftung geförderten Projekte werden Fischzuchtanlagen gebaut. Einheimische heben einen von einer Quelle gespeisten Teich aus, pflastern Ufer und Grund mit Steinen und ziehen dann darin Fische, die als Proteinquelle und Handelsware dienen.

Rechts: *Bewohner des Nachbardorfs Sipe Sipe haben Fischteiche, die sie in Sora Sora gesehen haben, nachgebaut und mit Wasser gefüllt und wenden sich nun an die Stiftung um technischen Rat und um Setzlinge. Foto von Isaac C. Ferguson.*

Unten: *Dorfbewohner beraten über die Bedürfnisse des Gemeinwesens und mögliche Projekte, die diese Bedürfnisse erfüllen sollen. Foto mit freundlicher Genehmigung der Anden-Kinderstiftung.*

EIN ENTWICKLUNGSPROJEKT IN EINEM BOLIVIANISCHEN BERGDORF

Seit Kurzem bemüht sich die Kirche gemeinsam mit der Anden-Kinderstiftung (Andean Children's Foundation) um eine Verbesserung der Lebensbedingungen in bolivianischen Bergdörfern.

Im Rahmen dieses Projekts ermitteln Entwicklungshelfer gemeinsam mit den Führern einer Dorfgemeinschaft die Bedürfnisse des Dorfes. Die Entwicklungsspezialisten helfen dann den örtlichen Führern bei der Organisation von Projekten, um diese Bedürfnisse zu decken. Die Anden-Kinderstiftung hilft außerdem bei der Bereitstellung der erforderlichen technischen Mittel.

Diese Vorgangsweise veranlaßt die einheimische Bevölkerung, über ihre Bedürfnisse nachzudenken und gemeinsam an Verbesserungen zu arbeiten. Die Betreffenden haben die Befriedigung, selbst etwas zu leisten, und gewinnen die Zuversicht, daß sie in Zukunft ohne fremde Hilfe Verbesserungen herbeiführen können.

Die Führer des Gemeinwesens Sora Sora beispielsweise wollten mit besseren landwirtschaftlichen Methoden arbeiten und auf diese Weise die Erträge steigern. Die Stiftung half der Gemeinde, ein kostengünstiges Brunnenbaukonzept zu erstellen, Windräder zur Wasserförderung zu bauen, Wasserreservoirs anzulegen, Bewässerungskanäle zu graben und Glashäuser für Gemüsesorten zu errichten, die im kalten Andenklima sonst nicht angebaut werden könnten. Die Anlagen wurden von den Einheimischen selbst gebaut und werden nun auch von ihnen gewartet. Die Bevölkerung sieht, wie das Gemeinschaftsprojekt funktioniert und beginnt nun, dieselben Methoden auch in privaten landwirtschaftlichen Betrieben anzuwenden.

Mit Hilfe der Stiftung führen die Dorfgemeinden auch andere Projekte durch; so werden zum Beispiel Schulen gebaut, Gesundheitsfürsorgehelfer ausgebildet und neue Nahrungsquellen erschlossen. □



BERUFS-AUSBILDUNG FÜR ASIATISCHE FLÜCHTLINGE

Seit 1975 sind Tausende Flüchtlinge aus Asien in die USA geströmt, um dort ein neues Leben zu beginnen. Infolge von Sprachschwierigkeiten, kulturellen Barrieren und Unterschieden in der Berufsausbildung ist ein hoher Prozentsatz dieser Personen beschäftigungslos oder unterbeschäftigt geblieben.

In Zusammenarbeit mit der Gebietspräsidentschaft für Nordamerika West und dem Wohlfahrtsdienst in Kalifornien hilft die Kirche nun asiatischen Flüchtlingen – sowohl Mitgliedern als auch ihren Freunden, die nicht der Kirche angehören –, Englisch zu lernen, sich beruflich fortzubilden und eine geeignete Anstellung zu finden. Ehrenamtliche Helfer in den örtlichen Pfählen halten Eingewöhnungsseminare, Englischkurse und berufliche Fortbildungskurse. Geboten wird beispielsweise eine Ausbildung für Hotelpersonal oder als Teppichverleger oder eine Einführung in die elektronische Datenverarbeitung. Die Helfer bereiten die Flüchtlinge auf Bewerbungsgespräche vor, vermitteln Kleidungs- und Gesundheitsregeln und amerikanische Arbeitsweisen.

Die mitwirkenden Pfähle koordinieren ihre Arbeit mit dem Arbeitsvermittlungssystem der Kirche, um potentielle Arbeitgeber und Möglichkeiten für Gruppenkurse ausfindig zu machen. □





Links: *Bauern in Niger ernten Hirse auf einem von Baumreihen geschützten Feld. Der Windschutz entstand im Rahmen eines von CARE geförderten Wiederaufforstungsprogramms und wurde teilweise mit Spenden von Mitgliedern der Kirche finanziert. Die Bodenerosion konnte auf diese Weise aufgehalten werden, woraufhin die Ernteerträge um bis zu 30 Prozent zunahmen. Foto mit freundlicher Genehmigung von CARE.*

Rechts: *Im Majia-Tal in Niger schützen doppelte Baumreihen die Feldfrucht und verhindern Bodenerosion. Die Baumreihen werden in etwa 100 Metern Abstand gepflanzt. Foto mit freundlicher Genehmigung von CARE.*

Unten: *Der Holzschlag wird auf Rotationsbasis betrieben. Das Holz dient als Bau- und Brennstoff. Jeder zweite reife Baum wird entastet. Der etwa drei Meter hohe Reststamm treibt neu aus. Wenn die neuen Zweige dicht genug sind, um die Feldfrucht zu schützen, wird die andere Hälfte der Bäume abgeerntet. Foto von Isaac C. Ferguson.*



LAND- UND FORSTWIRTSCHAFT IN NIGER

In Niger, einem Land im Subsaharagürtel, herrscht eine bedrohliche Hungersnot und Dürre. Zwar gibt es Anbauflächen, aber ein großer Teil des Mutterboden ist vom Wind verweht worden.

Unter der Verwaltung von CARE wurden Gelder, die Mitglieder der Kirche anläßlich eines Sonderfasttages im Jahr 1985 gespendet haben, für Baumschulen im Majiatal in Westniger verwendet. Die Baumsetzlinge, die hier von den Dorfbewohnern gezogen werden, sollen später als Windschutz dienen. Sobald die Bäumchen groß genug sind, werden sie umgepflanzt, um die Anbauflächen der hier üblichen Kleinlandwirtschaften zu schützen, damit der lebenswichtige Mutterboden nicht vom Wind verweht wird. Durch dieses Projekt konnten Bauern ihre Erträge um bis zu 30 Prozent steigern.

Dieses Land- und Forstprojekt wird in enger Zusammenarbeit mit der staatlichen Forstbehörde von Niger durchgeführt, um den langfristigen Erfolg zu sichern. Es ist eines der erfolgreichsten Projekte dieser Art im afrikanischen Subsaharagürtel. □

gebieten sind dennoch nichts Neues. Nach dem Zweiten Weltkrieg etwa wurden viele Tonnen Nahrung, Kleidung und Medikamente an die Bevölkerung des vom Krieg zerstörten Europa verteilt, und nur wenige davon waren Mitglieder der Kirche. 1954 beteiligte sich die Kirche am Ökumenischen Hilfsprojekt für Griechenland (United Churches Ionian Relief Project) mit Sitz in Utah und lieferte aus Wohlfahrtsbeständen den Großteil der Hilfsgüter, die damals gespendet wurden.

1906 schickte die Kirche Weizen aus FHV-Silos nach China, wo eine Hungersnot herrschte. In den letzten zwanzig Jahren hat die Kirche wiederholt in Krisengebieten Hilfe geleistet.

Die Aufforderung des Herrn an seine Kirche, den Notleidenden zu helfen, ist unmißverständlich: „Laß dein Inneres auch erfüllt sein mit Nächstenliebe zu allen Menschen." (LuB 121:45.) Nach diesem Prinzip lebte etwa das Volk Nephi, wie man im ersten Kapitel Alma nachlesen kann: „Und sie teilten von ihrer Habe, ein jeder gemäß dem, was er hatte, an die Armen und Bedürftigen und Kranken und Bedrängten aus. ... Und so, in ihren gedeihlichen Umständen, ließen sie keinen fort, der nackt oder hungrig oder durstig oder krank war und den sie nicht unterstützt hatten ... sei es außerhalb der Kirche oder in der Kirche, und sie kannten da keinen Unterschied, wenn jemand bedürftig war." (Alma 1:27,30.)

Leid kennt weder geographische noch politische Grenzen. Humanitäre Hilfe im Rahmen der Kirche ist ein Teil unserer Pflicht gegenüber den Mitmenschen, welcher Religion auch immer sie angehören und unter was für einer Staatsform auch immer sie leben. Bischof Glenn L. Pace, Zweiter Ratgeber in der Präsidierenden Bischofschaft, berichtete nach einem Besuch in Äthiopien:

„Unsere Spenden kamen allen Menschen zugute, welchem politischen Lager sie auch angehörten. Als Elder M. Russell Ballard (vom Rat der Zwölf) und ich das Gebiet besuchten, sahen wir nicht Kommunisten, Marxisten oder Kapitalisten, sondern hungernde Menschen – jeder von ihnen ein Sohn oder eine Tochter Gottes."

Wenn wir, abgesehen von materiellen Gaben, daran denken, daß wir das Evangelium allen Nationen, Geschlechtern, Sprachen und Völkern bringen wollen (siehe Mosia 15:28), wird uns in noch größerem Maße bewußt, daß das Evangelium Jesu Christi alle von Menschen gezogenen Grenzen überschreitet.

Freiwillige stellen Zeit und Talent zur Verfügung

Ganz allgemein beschränken sich karitative Projekte der Kirche auf folgende Fälle: 1. Schwerwiegender lebensbedrohlicher Notstand, der sofortige und direkte Hilfe nötig macht, etwa bei Naturkatastrophen; 2. chronische Zustände infolge von Armut, beeinträchtigter Gesundheit oder aufgrund gesundheitsschädigender Umweltbedingungen, die sich durch Selbsthilfeprojekte verbessern lassen. Solche Projekte werden nur mit Geldern finanziert, die von den Mitgliedern eigens zu diesem Zweck gespendet werden.

Die Kirche als Organisation hat nur begrenzte Mittel und kann nicht allen Menschen helfen, die Not leiden. Aber die Führer der Kirche fordern die Mitglieder auf, sich an sinnvollen humanitären Unternehmungen in ihrer Umgebung zu beteiligen. Sie können nicht nur Geld oder Güter spenden, wo dies möglich ist, sondern auch ihre Zeit und ihre Talente für derartige Aktionen zur Verfügung stellen. Viele Mitglieder der Kirche möchten mit ihren Fähigkeiten dienen, und öffentliche Organisationen brauchen oft Dienste, wie Mitglieder der Kirche sie anzubieten haben. Außerdem gibt es in dem Maß, in dem die Kirche mit professionellen Hilfsorganisation zur Linderung der Not in aller Welt zusammenarbeitet, immer mehr Möglichkeiten zu dienen.

Eine solche Möglichkeit hatten erst kürzlich Bruder Dewey Petersen und seine Frau Patricia, die als ehrenamtliche Helfer einige Monate in Nigeria verbrachten und dort Brunnenbohrgeräte zusammenbauten und einheimische Brunnenbauer ausbildeten. Die Petersens stammen aus Bountiful in Utah und leisteten ehrenamtlichen Dienst in einem von der Kirche finanzierten Projekt der Hilfsorganisation Africare. In privaten, gemeinnützigen Initiativen sind ehrenamtliche Dienste von Mitgliedern der Kirche stets willkommen.

Die Kirche hat uns in beispielhafter Weise gezeigt, wie wir bedingungslos karitative Dienste leisten können. An uns, den einzelnen Mitgliedern, liegt es nun, weiterhin anderen zu dienen, ohne dafür im Gegenzug etwas zu erwarten. Indem wir anderen spontan dienen und helfen, lernen wir den Geist der Christlichkeit, den Geist des Evangeliums kennen. □

Isaac C. Ferguson arbeitet im Wohlfahrtsdienst der Kirche und ist Führungssekretär des Subkomitees Humanitäre Dienste. Er lebt im Pfahl Bountiful, Utah Mueller Park.

In Geddobar in der äthiopischen Provinz Wello graben Bauern einen Kanal. Er ist Teil einer Bewässerungsanlage für ein Tal mit 100 Hektar Wirtschaftsfläche. Die Kanäle und das Wehr, das den Fluß ableitet, wurden von den Bauern selbst gebaut, und zwar mit ortsüblichen Materialien und Geräten. Weil die einheimischen Bauern die Anlage selbst errichtet haben, wissen sie auch, wie sie zu warten ist. Dazu kommt ein gewisser Besitzerstolz auf das fertige Projekt.

Unten: *Die Talsperre versorgt das Tal das ganze Jahr über mit Wasser, so daß die Bauern Obst- und Gemüsesorten ziehen können, die hier früher nicht gediehen sind.* Fotos mit freundlicher Genehmigung von *Isaac Ferguson.*



BRIGHAM

S. Dilworth Young

Wenn wir von Brigham Young reden, denken wir zumeist an den Mann, unter dessen Präsidentschaft die Kirche etwa dreißig Jahre lang gewachsen ist, der die Heiligen ins Salzseetal geführt hat und unter dessen Leitung im Südwesten der USA unzählige Gemeinwesen gegründet wurden. Der folgende Artikel vermittelt einen Überblick über die frühen Jahre Brigham Youngs, seine Bekehrung und die Erfahrungen, die ihn zum großen Führer gemacht haben.

1800 lebte John Young, Brigham Youngs Vater, mit seiner Frau und acht Kindern in Hopkinton im Bundesstaat Massachusetts. In einem Brief von einem Vetter aus Whitingham in Vermont erfuhr er, man könne dort billig Land erwerben und ein Haus bauen. Gegen Ende des Jahres übersiedelte John Young mit seiner Familie nach Whitingham, wo dann am 1. Juni 1801 Brigham Young geboren wurde.

1802 zog die Familie nach Sherburne im Bundesstaat New York und verbrachte dort die nächsten vier Jahre. Es wurden noch zwei Kinder geboren, die beiden letzten von elf. Eines davon, ein Mädchen namens Nabby, starb.

Die Familiengeschichte der nächsten Jahre besteht aus einer Reihe von weiteren Übersiedlungen. Es war die Zeit, da man unermüdlich an neue Grenzen vorstieß, und immer schien es woanders noch besser zu sein. Nicht nur, weil John Young ein emsiger Mann war, sondern auch weil er Geld brauchte, kaufte er immer wieder ein Stück Land, rodete es und zog dann weiter. Er war dabei nicht allein. Einige seiner Brüder und Schwestern und deren Familien zogen häufig mit, ließen sich irgendwo eine Zeitlang nieder und fingen dann wieder von vorne an.

Brighams Familie war nie sehr wohlhabend. Selbst Schuhe galten als Luxus. Durch irgendeinen glücklichen Umstand gelangte Brigham eines Tages in den Besitz von einem Paar Schuhe. Er war es gewohnt, barfuß zu gehen, und so wurden die Schuhe für besondere Anlässe aufgehoben. Wenn er zur Kirche ging, trug er sie in der Hand, bis er in die Nähe des Versammlungsortes kam. Während des Gottesdienstes hatte er sie an den Füßen und zog sie aus, sobald er zu Ende war.

Brigham Youngs Schulausbildung bestand aus elf Tagen Unterricht von einem Wanderlehrer. Seine Mutter brachte ihm jedoch das Lesen bei, und er war von Natur aus wißbegierig und nahm durch Beobachtung seiner Umgebung auf, soviel er konnte. Als er vierzehn war, verstarb seine Mutter Nabby Howe Young an Tuberkulose. Brigham verdingte sich dann als Lehrling, um das Tischlerhandwerk und das des Anstreichers und Glasers zu erlernen, Fertigkeiten, die ihm in späteren Jahren, als er Städte baute, zugute kamen.

Der Beginn der beruflichen Laufbahn

Im Jahre 1817 begann der sechzehnjährige Brigham mit Erlaubnis seines Vaters selbständig zu arbeiten. Er war ein fleißiger Arbeiter und wurde ein ausgezeichneter, sorgfältiger Handwerker. Es gibt heute noch Stühle, die er hergestellt hat. In der Hoffnung auf Arbeit zog er nach Port Byron, wo er Miriam Works kennenlernte und am 5. Oktober 1824 heiratete. Sie bekamen zwei Kinder.

Inzwischen ließen sich John Young und Brighams Geschwister in Mendon, New York, nieder. Sie luden ihn mehrmals ein, doch zu ihnen zu kommen, und 1828 folgte er schließlich ihrem Vorschlag. In Mendon lernte er Heber C. und Vilate Kimball kennen, und es entstand eine lebenslange Freundschaft.

In Mendon besuchte Brighams Bruder Phineas Howe Young, der Wanderprediger bei den Methodisten war, einen Mann aus seiner Gemeinde namens Tomlinson. Bei Tomlinson war auch ein anderer junger Mann zu Gast, und dieser sagte zu Phineas: „Sir, ich habe ein Buch, das ich Ihnen zu lesen geben möchte."

„Ja?" sagte Phineas Young. „Was für ein Buch?"

„Das Buch Mormon. Es ist eine Offenbarung von Gott."

Phineas waren bereits Gerüchte über so ein Buch zu Ohren gekommen, und er sagte: „Ach, die goldene Bibel?"

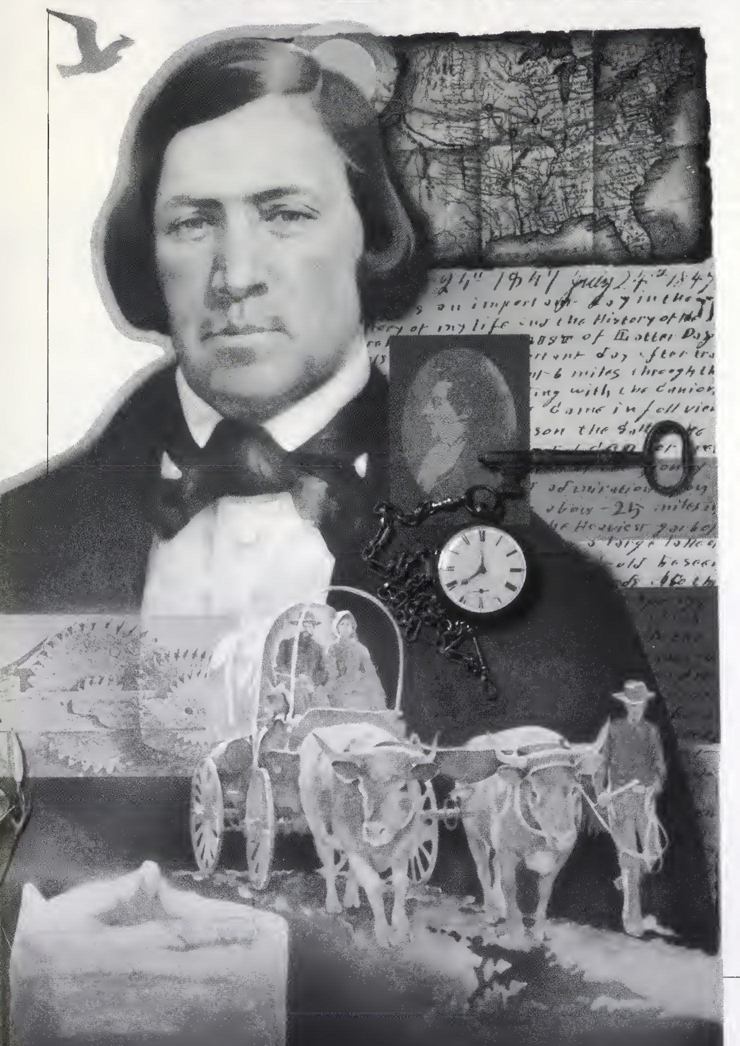
„So wird es von manchen genannt", sagte der junge Mann. „Lesen Sie doch das Zeugis der Zeugen."

Jerry Harston

YOUNG

DIE FRÜHEN JAHRE

TREUE GEGENÜBER DEN PRINZIPIEN DES EVANGELIUMS, GEGENÜBER DEM HERRN UND DIENSTBEREITSCHAFT MACHTEN BRIGHAM YOUNG ZU EINEM DER BEDEUTENDSTEN NEUZEITLICHEN FÜHRER UND ZU EINEM PROPHETEN GOTTES.



Im Juni 1801 wurde Brigham Young geboren – vier Jahre vor Joseph Smith. Seine Eltern konnten nicht ahnen, daß ihr neuntes Kind einer der bedeutendsten Führer unserer Evangeliumszeit sein würde.

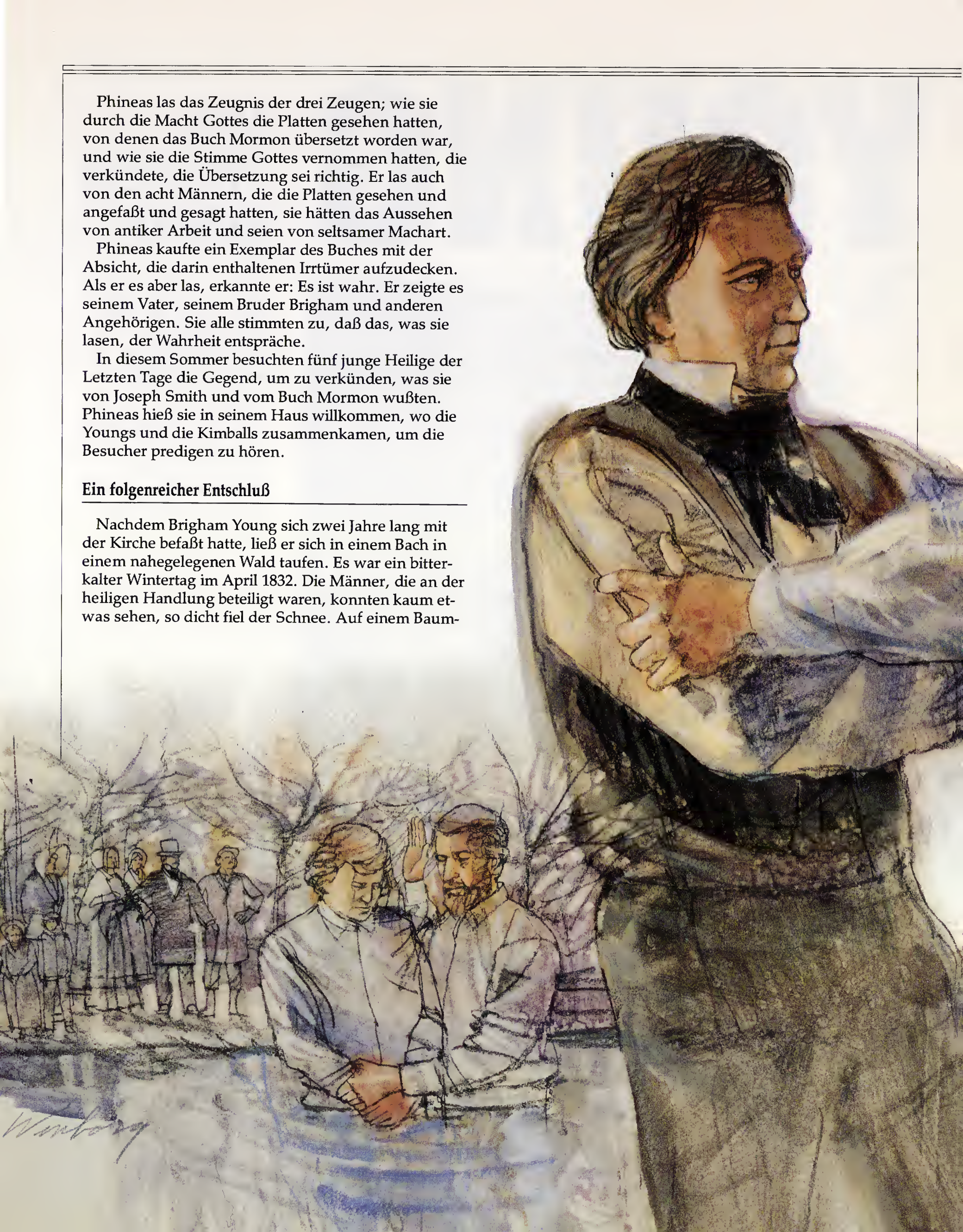
Phineas las das Zeugnis der drei Zeugen; wie sie durch die Macht Gottes die Platten gesehen hatten, von denen das Buch Mormon übersetzt worden war, und wie sie die Stimme Gottes vernommen hatten, die verkündete, die Übersetzung sei richtig. Er las auch von den acht Männern, die die Platten gesehen und angefaßt und gesagt hatten, sie hätten das Aussehen von antiker Arbeit und seien von seltsamer Machart.

Phineas kaufte ein Exemplar des Buches mit der Absicht, die darin enthaltenen Irrtümer aufzudecken. Als er es aber las, erkannte er: Es ist wahr. Er zeigte es seinem Vater, seinem Bruder Brigham und anderen Angehörigen. Sie alle stimmten zu, daß das, was sie lasen, der Wahrheit entspräche.

In diesem Sommer besuchten fünf junge Heilige der Letzten Tage die Gegend, um zu verkünden, was sie von Joseph Smith und vom Buch Mormon wußten. Phineas hieß sie in seinem Haus willkommen, wo die Youngs und die Kimballs zusammenkamen, um die Besucher predigen zu hören.

Ein folgenreicher Entschluß

Nachdem Brigham Young sich zwei Jahre lang mit der Kirche befaßt hatte, ließ er sich in einem Bach in einem nahegelegenen Wald taufen. Es war ein bitterkalter Wintertag im April 1832. Die Männer, die an der heiligen Handlung beteiligt waren, konnten kaum etwas sehen, so dicht fiel der Schnee. Auf einem Baum-





stamm sitzend, mit zu Eis erstarrenden Kleidern, wurde Brigham Young als Mitglied der Kirche konfirmiert und zum Ältesten ordiniert. Später sagte er: „Als ich dort saß, verspürte ich den angenehmen Einfluß des Heiligen Geistes, der mir bezeugte, daß meine Sünden vergeben waren.“ Seine Frau Miriam wurde eine Woche später getauft, wenige Monate bevor sie an Tuberkulose starb. Nach ihrem Tod wurden die beiden Töchter Elizabeth und Vilate von Heber und Vilate Kimball aufgenommen.

Im Herbst 1832 reisten Brigham Young, sein Bruder Joseph und Heber C. Kimball 560 Kilometer nach Kirtland, Ohio, um Joseph Smith kennenzulernen. Als Brigham Young und Joseph Smith einander die Hand gaben, sagte sich Brigham Young: „Er ist ein Prophet – ich weiß es.“ Von diesem Tag an weihte er sein Leben dem Propheten Joseph Smith und ließ sich nie eine Gelegenheit entgehen, mit ihm zusammenzusein.

Nach ihrer Rückkehr nach Mendon brachen Brigham Young und sein Bruder Joseph Ende November oder Anfang Dezember auf und marschierten durch Morast, Schnee, Kälte und Wind, um das Evangelium zu verkünden.

Sie fanden viele Menschen, die für ihre Botschaft empfänglich waren.

Sobald es Frühling wurde, machte sich Brigham Young allein auf den Weg, um zu predigen und Menschen zu taufen. Er ging nach Loughborough in Kanada, wo er und seine Brüder schon früher gepredigt hatten, schloß sich dort einer Gruppe von Bekehrten an und begleitete sie fast 1000 Kilometer weit nach Kirtland. Dann kehrte er zu Fuß nach Mendon zurück.

In jenem Herbst – man schrieb das Jahr 1833 – verkauften Brigham Young und Bruder Kimball ihre Liegenschaften und übersiedelten nach Kirtland, um beim Propheten zu sein. Als sie in Kirtland eintrafen, stellten sie fest, daß viele Männer den Winter über nach Cleveland, Ohio, gingen, um in der Stadt Geld zu verdienen. Brigham Young sagte: „Ich gehe nicht hin. Ich bin hierhergekommen, um beim Propheten zu sein, und ich habe vor hierzubleiben." In Kirtland gab es nicht viele Arbeitsmöglichkeiten, aber er übernahm einige Aufträge als Tischler.

Wenn der Prophet eine Rede hielt oder eine Diskussion leitete, legte Brigham Young sein Werkzeug nieder und hörte zu, womit auch immer er gerade beschäftigt war. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, den Propheten reden zu hören.

1834 heiratete Brigham Young Mary Ann Angell. Sie zog seine beiden Töchter groß und gebar ihm weitere sechs Kinder. Ihre beiden jüngsten Söhne wurden später Generalautoritäten der Kirche. Brigham Young junior war Präsident des Kollegiums der Zwölf Apostel, und John W. Young war Erster Ratgeber seines Vaters.

Eine Zeit der Prüfung

Im selben Jahr (1834) wurden die Heiligen der Letzten Tage, die sich in Jackson County, Missouri, angesiedelt hatten, vom Gesindel verfolgt. Der Prophet organisierte den Marsch des Zionslagers, einer kleinen Truppe von 200 Freiwilligen, die den Heiligen zu Hilfe kommen sollten. Brigham Young und sein Bruder Joseph schlossen sich der Gruppe an. Als es dem Propheten nicht gelang, die Unterstützung der Regierung von Missouri zu gewinnen, um den Heiligen zu ihrem Recht zu verhelfen, entließ er die Freiwilligen und sandte sie nach Kirtland zurück. Der mühsame, etwa 1600 Kilometer lange Marsch war ein lehrreiches Erlebnis und eine Glaubens- und Gehorsamsprobe. Joseph Smith sagte später, sein Glaube sei nie schwerer geprüft worden.

Brigham Young, der dem Propheten treu ergeben war, trat immer wieder für ihn ein. Selbst als die Führung der Kirche abzufallen begann und sich Widerstand gegen den Propheten bildete, blieb Brigham Young gemeinsam mit anderen Brüdern fest. Er trat mehrmals in Aktion, um das Leben des Propheten gegen den Mob der Abtrünnigen zu verteidigen, wenn sie sich zu einem Mordanschlag verschworen hatten.

Während dieser prüfungsreichen Jahre entwickelte sich Brigham Youngs Format als künftiger Führer der Kirche. Als die Heiligen beispielsweise aus Far West, Missouri, vertrieben wurden, redete er mit den Brüdern und bat sie, alles, was sie besaßen, zur Verfügung zu stellen, „damit wir auch die Heiligen mitnehmen können, die nicht imstande sind, den Weg allein zu gehen, die nichts haben. Wir wollen kein einziges Mitglied der Kirche, das fort möchte, zurücklassen." Zur Ehre dieser Männer sei gesagt, daß sie, so arm sie auch waren, ihr Geld, ihr Vieh, ihre Wagen, ja, alles, was sie gemeinsam besaßen, zur Verfügung stellten, um den ärmeren Heiligen zu helfen.

Brigham Young war nicht nur der Organisator der Hilfsaktionen, sondern er gab auch ein Beispiel dafür, was dienen bedeutet: Er fuhr einen Wagen, auf dem sich seine Frau, Vilate Kimball und ihre Kinder befanden, von Far West dreißig Kilometer in Richtung Quincy, Illinois. Dort entlud er den Wagen, hackte Holz für mehrere Tage und fuhr dann zurück nach Far West, um eine weitere Familie zu holen. Diese Familie blieb dann im Lager, während er seine Familie und die Kimballs dreißig Kilometer weiter brachte. Auf diese Weise übersiedelte er seine eigene Familie, die Kimballs und eine mittellose Familie, die den Weg nicht alleine schaffte. Andere Brüder machten es ähnlich, so daß alle Heiligen Far West verlassen konnten.

Als Brigham Young und Bruder Kimball nach England auf Mission berufen wurden, standen sie vor einem Problem: Sie hatten dem Herrn versprochen, daß der Ausgangspunkt ihrer Mission der Eckstein des Tempels in Far West sein würde. Obwohl Abtrünnige sie mit dem Tod bedrohten, machten sich Brigham Young, Orson Pratt, John E. Page, John Taylor, Wilford Woodruff und George A. Smith auf den Weg zum Tempelgrundstück in Far West und hielten dort, gemeinsam mit einer kleinen Gruppe getreuer Heiliger, einen kurzen Gottesdienst ab. Dann reisten die Apostel nach Commerce (dem heutigen Nauvoo) in Illinois, um ihre Familien unterzubringen und sich auf ihre Mission vorzubereiten. Brigham Young besorgte für seine Familie einen Raum in einer Armeekaserne in Montrose am anderen Ufer des Mississippi.

Der leidvolle Anfang einer Mission

Als es Zeit zum Aufbruch war, war Brigham Young so schwer erkrankt, daß er nicht aufstehen konnte. Seine Frau, die gerade entbunden hatte, war ebenfalls krank, ebenso die Kinder. Entschlossen, sein Versprechen gegenüber dem Herrn zu erfüllen und auf Mission zu gehen, schleppte sich Brigham Young aus dem Haus und wankte zu einem Wagen. Nach der qualvollen Fahrt an das Flußufer und nachdem er übergesetzt hatte, blieb er lange Zeit auf der Erde liegen. Ein Reiter, der vorüberkam, ließ ihn aufsitzen und brachte

ihn zum Kimballschen Haus, wo er Heber C. Kimball ebenfalls krank vorfand. Die beiden Männer mußten ein, zwei Wochen das Bett hüten, kamen aber endlich zu dem Schluß, daß sie nun mit der Arbeit, die der Herr für sie hatte, anfangen müßten. Sie standen auf, besorgten einen Wagen, der sie aus der Stadt bringen sollte, und nahmen Abschied von ihren Frauen (Mary Ann war über den Fluß nachgekommen, um ihren Mann pflegen zu helfen). Geschwächt von ihrer Krankheit, stiegen die beiden Männer in den Wagen und legten sich nieder. Bruder Kimball sagte zu Brigham Young: „So können wir nicht von ihnen gehen." Mit Mühe richteten sie sich auf, schwenkten stehend den Hut,und riefen „Hurra, hurra, hurra für Zion!" und fielen erschöpft auf den Boden des Wagens.

Während der nächsten paar Monate schlugen sie sich nach New York durch. Brigham Young trug nur Lumpen. Diesen Winter konnte er sich nur mit einer alten Decke warmhalten, die er sich mit einem Strick umgebunden hatte.

Im Februar 1840 wollten sie die Seereise antreten, hatten aber kein Geld. Brigham Young appellierte an die örtlichen Heiligen. „Wir sind ohne Geld so weit gekommen", sagte er. „Jetzt müssen wir nach England, und wir können nicht über den Ozean schwimmen." Die Mitglieder sammelten neunzehneinhalb Dollar für Brigham Young. Die Fahrkarte kostete neunzehn Dollar.

Im März stachen sie in Richtung Liverpool in See. Die Reise dauerte einen Monat und erwies sich für Brigham Young als sehr unangenehm. Er war die meiste Zeit seekrank und konnte nichts essen. Er nahm so viel ab, daß sein Vetter Willard Richards, der ihn in Liverpool am Hafen abholte, nicht erkannte.

Während des Jahres, das darauf folgte, erbrachten Brigham Young und seine Gefährten in Großbritannien gewaltige missionarische Leistungen. Sie ließen 5000 Exemplare des Buches Mormon und 3000 Gesangbücher drucken und begannen mit der Veröffentlichung des *Millennial Star*, der Zeitschrift der Kirche in Großbritannien. Man schätzt, daß sie 8000 Menschen zur Kirche gebracht haben.

Die Erfahrungen, die Brigham Young während seines Missionsdienstes sammeln konnte, bereiteten ihn darauf vor, nach der Ermordung des Propheten Joseph Smith die Führung der Kirche zu übernehmen.

ZUM ABENDESSEN VOGELSUPPE UND ZUCKER

Einmal erlebten die Youngs einen besonders harten Winter, so daß sie Anfang März nichts mehr zu essen hatten. John Young schickte seine beiden ältesten Söhne Phineas und Joseph aus, um Arbeit zu finden und sich mit Lebensmitteln, Mais oder womit auch immer bezahlen zu lassen. Brigham und Lorenzo behielt er in seiner Hütte bei sich.

John Young hatte die Zuckerahornbäume auf seiner Farm angezapft, den Saft gesotten und Ahornzucker hergestellt. Als der Lebensmittelvorrat zu Ende ging, sagte er zu Brigham, er wolle nun den Zucker gegen andere Lebensmittel eintauschen. „Du bleibst da, Briggy", sagte er, „und morgen früh gehst du hinaus und arbeitest den ganzen Tag – die Sträucher müssen weg, und du mußt zerhacken, was du kannst. Und du, Lorenzo, stapelst die Sträucher. Ich werde den ganzen morgigen Tag und die ganze Nacht brauchen, bis ich wieder da bin, aber übermorgen komme ich."

Früh am nächsten Morgen schnallte er seine Schneeschuhe an, ließ etwa 300 Gramm Zucker für die beiden Knirpse da, die damit auskommen mußten, so gut es eben ging, schulterte seinen Rucksack und brach auf.

Brigham und Lorenzo arbeiteten den ganzen Tag, wie sie versprochen hatten. Gegen vier Uhr machten sie sich auf den Heimweg. Unterwegs hörten sie eine Wanderdrossel singen. Sie blieben stehen, bis sie den Vogel auf einem Strauch in etwa vierzig, fünfzig Metern Entfernung entdeckt hatten. Brigham sagte zu Lorenzo. „Paß auf – ich laufe los und hole das Gewehr, und dann haben wir ein Abendessen." Im Bogen lief er zur Hütte, holte die Büchse und rannte zurück.

Die Waffe muß mindestens sieben Kilo gewogen haben, aber Brigham schaffte es anzulegen. Er drückte ab und schoß. Die beiden Jungen rannten hin, holten den Vogel, rupften und putzten ihn, kehrten zur Hütte zurück und kochten ihn mit ein wenig Wasser. Sie kippten das Mehlfaß um und schlugen es auf den Boden, bis sie noch eine halbe Tasse Mehl zusammenbekamen. Damit dickten sie die Vogelsuppe ein. Zum Abendessen gab es diese Suppe und Zucker.

Am nächsten Abend kam der Vater nach Hause und brachte Maismehl und Schweinefleisch, und sie konnten den Winter überleben.

Als Präsident der Kirche führte er die Heiligen ins Salzseetal und sorgte für Stabilität und Wachstum in der Kirche.

Am 29. August 1877 starb er in Salt Lake City an einer Bauchfellentzündung. Als er im Sterben lag, schien sich sein Blick auf jemanden zu heften, der sich in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes nahe der Zimmerdecke befand. Er sagte: „Joseph! Joseph! Joseph!"

Daß sich Brigham Young in seinen jungen Jahren den Prinzipien der Kirche weihte, machte ihn bereit, ein bedeutender Prophet und Führer zu werden. Sein Lebensziel bestand darin, den Willen des Herrn zu erfahren und in die Tat umzusetzen. ☐

Diesem Artikel liegt eine an der Brigham-Young-Universität gehaltene Rede von Elder S. Dilworth Young [1897-1981], einem Urenkel von Präsident Young, zugrunde. Elder Young war Mitglied des Ersten Kollegiums der Siebzig.



KINDERSTERN

Juni 1989

Wer den Glauben an mich hat, gesund zu werden,
und nicht für den Tod bestimmt ist, wird gesund werden.
Wer Glauben hat zu sehen, wird sehen. Wer Glauben hat zu hören,
wird hören. Der Lahme, der den Glauben hat zu springen, wird springen.

(Lehre und Bündnisse 42:48-51)





DIE WOLKE

Christy Monson

Johanna lief neben dem Planwagenzug her, der auf der staubigen Route westwärts kroch. „Die ganze Strecke muß ich zu Fuß laufen – warum nur!" ärgerte sie sich. Freilich wußte sie, warum: Die Fuhrwerke waren mit wertvollen Vorräten beladen, mit deren Hilfe die Heiligen im Westen Amerikas ein neues Leben beginnen wollten. Für Passagiere gab es einfach keinen Platz.

Der Sack, den sich Johanna um die Hüften gebunden hatte, schleifte auf der Erde, und sie band ihn höher. Bis zum Abend würde er voll sein mit trockenem Büffeldung und kleinen Ästen für ein warmes Feuer auf der kalten Prärie. Die Spätsommersonne schien ihr warm auf den Rücken und beschwichtigte ein wenig ihren Ärger.

Johanna summte eine kleine Melodie, da hörte sie hinter sich jemanden dasselbe Lied singen. *Schon wieder dieser Barney Bieland! Immer muß er mich nachäffen!* Johanna wandte sich um und streckte ihm die Zunge heraus. Noch ärgerlicher als zuvor, gab sie nicht acht, wohin sie trat, und stolperte. Sie schlug mit Knien und Ellbogen auf den harten Boden auf und begann zu weinen.

Barney beugte sich über sie und half ihr hoch.

„Laß mich!" fuhr Johanna ihn an und riß sich los.

Scott Greer



„Hab doch nur helfen wollen!"

Johanna rappelte sich auf. Sie blickte auf die staubende Kolonne von Ochsen und Planwagen, die über die ausgedörrte Prärie rollte. Der Anblick erinnerte sie an die Worte von Captain Rice vor zehn Tagen in Council Bluffs, Iowa:

„Wir müssen täglich dreißig Kilometer zurücklegen, damit wir es bis zur Oktoberkonferenz, vor Wintereinbruch, ins Salzseetal schaffen." Johanna setzte sich wieder in Bewegung.

Als die Sonne am Horizont verschwand, wurden die Wagen für die Nacht im Kreis aufgestellt. Die jüngeren Männer, darunter auch Barney, wurden beauftragt, die Rinder zu hüten. Die drei Kühe der Abteilung wurden gemolken, und die kostbare Milch wurde an die Kranken und an die kleinen Kinder verteilt. Eine der Kühe gehörte Johannas Familie.

Johanna leerte den Inhalt ihres Sacks neben dem Lagerfeuer aus. Ihre Mutter hatte schon das Pökelfleisch bereit. Johanna half beim Teigrühren. Dann klopfte sie den Teig zu kleinen Fladen und legte sie auf die heißen Steine um das Feuer. Als sie gebacken waren, sammelte sie sie ein und wischte die Asche ab. Sie schmeckten nicht nach viel, aber sie waren zumindest warm.

Johanna dachte an das heimelige Bauernhaus, das ihre Familie in Dänemark zurückgelassen hatte. Zu Mittag hatte immer ein gutes Essen auf dem Tisch gestanden – in der Mitte ein großer Laib frischgebackenes Brot. Beinahe konnte sie die zerlaufende Butter und den Honig schmecken, der von so einer warmen Brotschnitte troff – beinahe, nicht ganz. Während sie nun den dünnen, warmen Fladen kaute, tat sie sich selbst sehr leid.

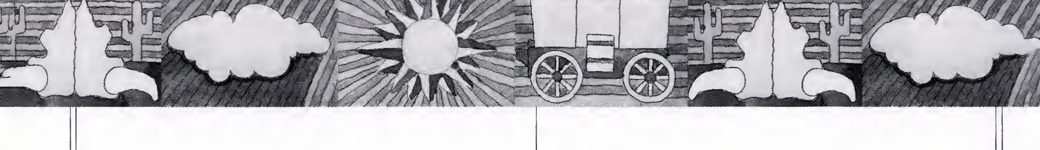


Johanna reute es dennoch nicht, daß die Missionare ihrer Familie das Evangelium gebracht hatten. Es tat ihr auch nicht leid, daß ihre Eltern sich entschlossen hatten, mit anderen Heiligen der Letzten Tage in die Gebirgstäler des amerikanischen Westens zu ziehen. Die Reise zu dem neuen Zuhause war ein Abenteuer. Aber den staubigen Weg und das fade Essen mochte sie nicht. Besonders unangenehm war ihr das viele Gehen – 1600 Kilometer, Schritt für Schritt, Tag für Tag.

Bald war es Zeit für das Abendlied und das Gebet. Captain Rice las eine Schriftstelle vor: „Der Herr zog vor ihnen her, bei Tag in einer Wolkensäule, um ihnen den Weg zu zeigen, bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten." (Exodus 13:21.) *Die Israeliten hatten wenigstens eine Wolke, von der sie geführt wurden,* dachte Johanna. Erschöpft sank sie auf ihr Lager hinten im Planwagen.

Sie schlief schon fest, als sie plötzlich von lautem Geschrei geweckt wurde: „Feuer! Es brennt!" Hastig streifte sie sich etwas über und blickte aus dem Wagen. Es war ein Steppenbrand, der sich rasch über die Prärie bewegte und Gras, Gestrüpp und alles verbrannte, was ihm in die Quere kam. Am westlichen Horizont hingen Rauchwolken. „Laß die Bettsachen, ich mach das schon", rief ihre Mutter. „Hilf dem Vater die Ochsen und die Kuh holen."

Das Vieh hatte weiter vom Lager entfernt als sonst geweidet, und die Männer hatten große Mühe, die verschreckten Tiere zu den Wagen zurückzubringen.



Johanna rannte los, um ihren Vater zu suchen. In der Ferne erblickte sie ihn. Er trieb die Ochsen vor sich her. Sie rannte auf ihn zu, und er rief: „Johanna, bring die Ochsen ins Lager. Ich muß die Kuh suchen – die dürfen wir auf keinen Fall verlieren."

Johanna suchte sich einen Stock und trieb die Ochsen zur Eile. Der Rauch wurde immer beißender. Als eine dichte Rauchwolke dahertrieb, blieben die verschreckten Ochsen stehen und rührten sich keinen Schritt von der Stelle, obwohl Johanna den Stock gebrauchte. Verzweifelt sah sie sich um Hilfe um. Nun hörte sie auch das Feuer knistern.

Hinter ihr kam Barney nach, der ebenfalls ein Gespann führte. „Zieh den Leitochsen am Strick!" rief er.

Johanna bückte sich, um den Strick aufzuheben, da wurde sie zur Erde gerissen. Der Ochse war auf ihr Kleid getreten!

„Halt still!" befahl Barney und kam herzugerannt. „Gib auf den Ochsen acht. Wenn ich ihn antreibe, rollst du dich zur Seite." Johanna wartete ängstlich, während Barney das Tier beruhigte und dann vorwärtstrieb, so daß es von ihrem Kleid stieg.

„Schnell jetzt!" rief Barney. Die Ochsen trabten auf das Lager zu, und er rannte zu seinem eigenen Gespann.

Bald war auch ihr Vater mit der Kuh da. Sein Lächeln tröstete sie. Als sie das Lager erreicht hatten, wurde zum Gebet gerufen. Sie standen im Kreis, und Johanna langte nach der Hand ihrer Mutter.

Captain Rice sagte: „Mit den Ochsen entkommen wir diesem schnellen Steppenbrand unmöglich. Wir müssen den Herrn um Hilfe bitten."



Alle stimmten aus tiefstem Herzen in das Amen ein. Captain Rice stand auf einem Wagen und deutete zum Himmel. „Brüder und Schwestern, wir sind nicht bis hierhergekommen, um zugrunde zu gehen. Die kleine Wolke da oben wird unsere Rettung sein."

Johanna blickte auf zum rauchbedeckten Himmel und sah, wie die kleine Wolke rasch größer wurde. Der Brand wanderte über die Prärie, die Hitze stieg zu den Wolken auf, und die Wolke wurde immer größer und regenschwer. Blitze, viel heller als die Flammen, erleuchteten den Himmel. Immer lauter hörte Johanna den Feuersturm toben, und der ferne Donner klang wie ein Echo.

Die einzelne Wolke löste sich plötzlich in viele kleine Wolken auf, und schon regnete es in Strömen. Die heiße Erde zischte. Dampfwolken quollen zum Himmel. Der Regen wusch ihr den Staub und die Tränen vom Gesicht.

Und ebenso plötzlich, wie die Wolken aufgetaucht waren, waren sie wieder verschwunden. Der Brand war gelöscht. Über dem Wagenzug lag der blaue Präriehimmel. Die dankbare Pioniergruppe kniete erneut in der Wagenrunde und dankte dem Vater im Himmel.

Am Morgen sprang Johanna mit den anderen Kindern dem Wagenzug voraus. Sie blickte auf ihre lehmigen Füße, die auf den nassen Prärieboden klatschten. *Normalerweise würde ich mich über diesen Morast ärgern*, dachte sie. Nun aber lächelte sie und summte ein Lied.

Plötzlich war Barney neben ihr. „Bei guter Laune heute?" fragte er.

„Danke für deine Hilfe gestern mit den Ochsen", sagte Johanna ein wenig verlegen.

Ob auch die Kinder der Israeliten manchmal so schmutzige Füße hatten? Jedenfalls waren sie genauso dankbar für ihre Wolke, wie Johanna für die Wolke dankbar war, die der Vater im Himmel ihnen heute gesandt hatte. □

GABEN DES HEILIGEN GEISTES

In den frühen Tagen der wiederhergestellten Kirche verstanden manche Mitglieder nicht, was der Heilige Geist ist. Jesus sagte dem Propheten Joseph Smith, wer der Heilige Geist ist. Der Heilige Geist hilft dem himmlischen Vater und Jesus. Er hat keinen Körper aus Fleisch und Gebein. Er ist ein Geist (siehe LuB 130:22).



Jesus sagte dem Propheten Joseph Smith, daß der Heilige Geist rechtschaffenen Menschen hilft. Er hilft Gott, ihnen besondere Gaben zu geben. Jedes Mitglied hat eine besondere Gabe. Diese Gaben sollen wir dazu verwenden, einander zu helfen. Jesus hat dem Propheten Joseph Smith gesagt, was für Gaben das sind.

Manchen Mitgliedern gibt der Heilige Geist die Gabe des Zeugnisses. Sie wissen dann, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist. Sie wissen, daß er für uns gestorben ist. Andere empfangen die Gabe, das Zeugnis von Jesus Christus zu glauben.

Manche erhalten die Gabe, Führer zu sein. Andere erhalten die Gabe, etwas zu lernen und das dann anderen beizubringen.

Manchen ist die Gabe des Glaubens gegeben, daß sie geheilt werden, wenn sie krank sind; anderen die Gabe, Kranke zu heilen.



Der Heilige Geist gibt manchen Mitgliedern die Gabe, Wunder zu wirken. Wenn ein Wunder geschieht, sieht man die Macht Gottes.

Andere Mitglieder haben die Gabe, fremde Sprachen zu sprechen.

Der Heilige Geist gibt manchen Heiligen die Gabe, etwas, was geschehen wird, schon vorher zu wissen. Das ist die Gabe des Prophezeiens.



Rechtschaffene Mitglieder können viele Gaben haben. Sie müssen sich um die Gaben bemühen, die sie brauchen. Alle diese Gaben kommen vom himmlischen Vater. Wir wollen ihm immer für unsere Segnungen danken. □

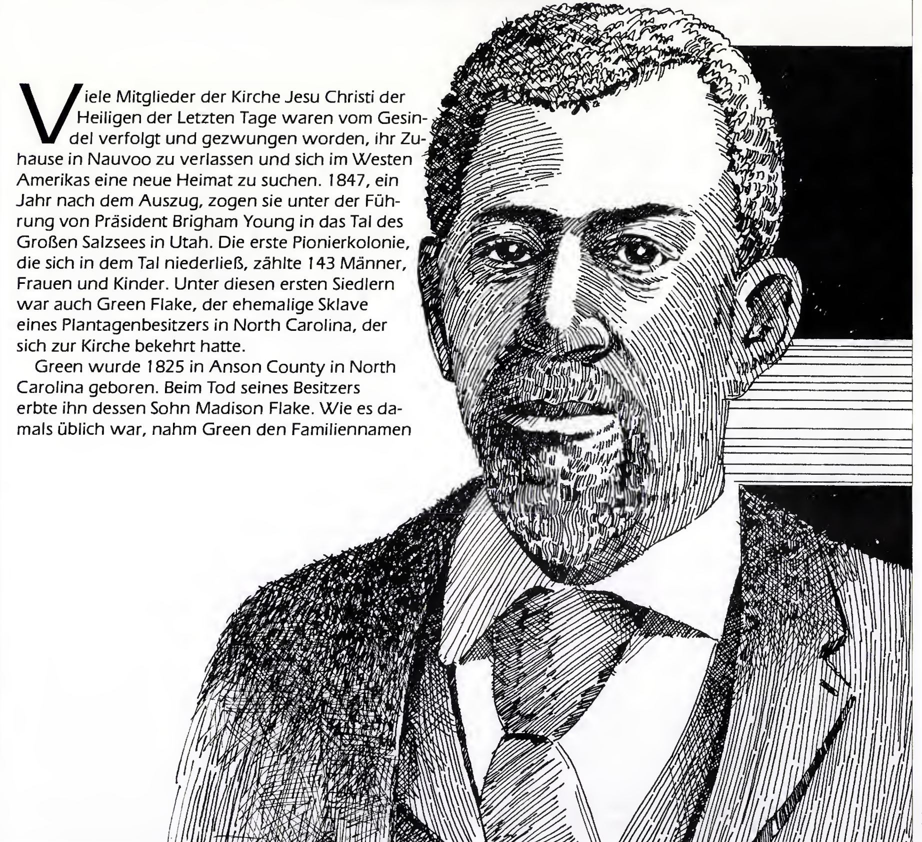
Helden und Heldinnen

GREEN FLAKE, DER SCHWARZE PIONIER

Jane McBride Choate

Viele Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage waren vom Gesindel verfolgt und gezwungen worden, ihr Zuhause in Nauvoo zu verlassen und sich im Westen Amerikas eine neue Heimat zu suchen. 1847, ein Jahr nach dem Auszug, zogen sie unter der Führung von Präsident Brigham Young in das Tal des Großen Salzsees in Utah. Die erste Pionierkolonie, die sich in dem Tal niederließ, zählte 143 Männer, Frauen und Kinder. Unter diesen ersten Siedlern war auch Green Flake, der ehemalige Sklave eines Plantagenbesitzers in North Carolina, der sich zur Kirche bekehrt hatte.

Green wurde 1825 in Anson County in North Carolina geboren. Beim Tod seines Besitzers erbte ihn dessen Sohn Madison Flake. Wie es damals üblich war, nahm Green den Familiennamen



Dick Brown



seines Herrn an. Als Madison Flake sich der Kirche anschloß, bot er Green die Freilassung an. Green zog es jedoch vor, bei seinem früheren Herrn zu bleiben, und zog mit den Flakes nach Utah. In Nauvoo diente er kurze Zeit als einer der Leibwächter des Propheten Joseph Smith.

Madison Flake bat den ehemaligen Sklaven, mit dem ersten Planwagenzug der Heiligen nach Salt Lake City zu ziehen, um die spätere Ankunft der Flakes vorzubereiten. Die Pioniere hatten alle kein leichtes Leben. Green erwies sich als kräftig und verläßlich. Die kleine Abteilung richtete Winter Quarters in Nebraska ein, zog im Frühjahr den Platte River entlang bis Fort Laramie in Wyoming und bahnte sich einen Weg durch die Rocky Mountains.

Als sie den Echo Canon erreichten, der in ungefähr 80 Kilometern Entfernung vom Großen Salzsee den Ostabhang des Wasatchgebirges teilt, erkrankte Präsident Young mit hohem Fieber. Er sandte Orson Pratt mit einem Trupp von 48 Männern voraus. Sie hatten den Auftrag, unterwegs Brücken zu bauen und Fahrwege anzulegen. Zu dieser Gruppe, die das Salzseetal am 21. Juli 1847 erreichte, gehörte auch Green Flake. Er fuhr im ersten Wagen, der durch den Emigration Canon in das Wüstental rollte, das Brigham Young später als das „Land der Verheißung" bezeichnete.



Orson Pratt weihte das Land unverzüglich dem Herrn und segnete das Saatgut, das sie 1600 Kilometer weit mitgebracht hatten. Dann befahl er die erste Aussaat. Green Flake pflügte den Boden und säte seinen Anteil, bevor er sich an den Bau eines Blockhauses für die Flakes machte. Er suchte einen Bauplatz in der Nähe der anderen Heiligen aus den Südstaaten aus, die mit der Mississippi-Abteilung in den Westen gezogen waren.

Als Madison Flake ein Jahr später eintraf, fand er ein schönes Haus vor, das für seine Familie bereitstand. Green war damals erst zweiundzwanzig. Er heiratete wenig später Martha Crosby, und sie hatten zwei Kinder. Als seine Frau 1885 starb, zog er in die Nähe seines Sohnes und seiner Tochter in Gray's Lake in Idaho. 1897 kehrte er nach Salt Lake City zurück, um an den Pionierjubiläumsfeiern teilzunehmen. Als einer der ersten Pioniere, die das Tal betreten hatten, erhielt er eine besondere Urkunde. Green Flake starb sechs Jahre später im Alter von 78 Jahren in Gray's Lake. ☐

Julie Young

PIONIER-PUZZLE

Schneid die Puzzleteile aus,
kleb sie auf einen Karton,
und mal die Pioniere
und ihren Wagen aus.



Teri Jenks

UNSERE RELIGIÖSEN THEORIEN

Ich war neun, und Meinungsverschiedenheiten mit meiner Schwester waren nichts Ungewöhnliches. Wie bei den meisten Geschwistern ging es uns in der Regel nicht um die Sache, sondern darum, Sieger zu sein.

Diesmal aber war es für mein intellektuelles Selbstbewußtsein unerläßlich, daß ich recht hatte. Wir stritten uns über die Wolken am Himmel und die Drehung der Erde. Ich hatte in der Naturkunde gelernt, daß sich die Erde ständig dreht, und so stand es für mich fest, daß nicht die Wolken sich bewegten, wie es von der Erde aus schien, sondern

Rob Colvin

daß die Erde unter den Wolken sich drehte. Da meine Schwester und ich zu keiner Einigung gelangten, wandten wir uns an unser wandelndes Lexikon – an Mutter. „Mama, bewegen sich die Wolken, oder stehen sie still, während die Erde darunter sich dreht?" fragten wir wie aus einem Mund, beide ungeduldig darauf wartend, nun recht zu bekommen.

Zur Freude meiner Schwester und zu meiner Enttäuschung erklärte uns Mutter, daß die Erde sich zwar ständig dreht, daß sich aber die Wolken so bewegen, wie der Wind sie über den Himmel treibt. Mein Wissen von physikalischen Gesetzen war unvollständig, und ich mußte umdenken. Es gab noch einiges dazuzulernen.

Heute, fünfzehn Jahre danach, sehe ich ein, wie töricht meine damalige Vorstellung war. Ich hatte gemeint, alle meine Beobachtungen der physischen Welt mit dem Teilwissen erklären zu können, worüber ich damals verfügte. Das ging nur so lange gut, bis ich von jemandem korrigiert wurde, der es besser wußte.

In unserer religiösen Entwicklung gelangen wir oft zu ähnlichen voreiligen Annahmen, weil unser Evangeliumswissen nur ein Teilwissen ist. Wir sind verzweifelt, wenn wir etwa eine junge Schwester sehen, die durch einen Autounfall gelähmt ist, während sie kleine Kinder großzuziehen hat. Oder wir sagen, es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt, wenn wir hören, daß jemand durch die Schuld eines alkoholisierten Autofahrers ums Leben gekommen ist.

Mit der Zeit aber, wenn wir einmal den Zweck von Prüfung und Leid erkannt haben, sehen wir auch das Wachstum und die Stärke, derer sich die gelähmte Schwester infolge ihrer neuen Lebensumstände erfreuen kann. Wenn wir anfangen, den Errettungsplan zu begreifen, wird uns klar, daß der himmlische Vater seinen Kindern ihre Entscheidungsfreiheit nehmen würde, wenn nicht auch falsches Handeln möglich wäre.

So wie meine seinerzeitige unvollständige physikalische Theorie bedürfen auch unsere religiösen Theorien oft der Ergänzung oder Berichtigung. Die vermehrte Erkenntnis und das größere Verständnis, wonach wir trachten, ist erreichbar, wenn wir uns demütig und gebeterfüllt an die Quelle geistigen Wissens wenden, nämlich an den himmlischen Vater.

„Lehrt eifrig – und meine Gnade wird mit euch sein –, damit ihr noch vollkommener unterwiesen seiet in Theorie, in Grundsätzlichem, in der Lehre . . . das, was im Himmel und auf der Erde ist." (LuB 88:78-79.) □



Craig Dimond

Ich kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß ich nie einen Vater hatte. Mein Vater ist zwar noch am Leben, kennenlernen konnte ich ihn allerdings nie.

Die Erinnerung an meinen Vater beschränkt sich darauf, daß er eines Abends unerwartet nach Hause kam, nachdem wir ihn lange Zeit nicht gesehen hatten, und daß meine Mutter weinte. Ich weiß eigentlich nur noch, daß er nie da war.

Als es durch sein Treiben so weit kam, daß meine Mutter erkrankte und ins Krankenhaus mußte, wichen die Gefühle, die ich für ihn hegte, nach und nach völliger Verwirrung und Verzweiflung. Als ich meine Mutter eines Tages besuchte, um sie zu trösten, kam mein Vater zu mir. Er lebte damals mit einer anderen Frau zusammen. Irgendwie fand ich den Mut, ihn zu fragen, ob er nicht zu seiner Familie zurückkehren



Claude Bernard

MEINEN VATER HABE ICH NIE GEKANNT

Er hatte uns verlassen. Konnte ich ihm vergeben?

wolle. Er lachte verlegen und sagte nur: „Nein, dazu ist es zu spät."

Die Abwesenheit des Vaters ist eine schwere seelische Bürde. Obwohl meine Mutter mich immer spüren ließ, daß sie mich liebte, fühlte ich mich gewissermaßen betrogen.

Mit diesem Gefühl konnte ich nicht ständig leben. Die erste Veränderung trat ein, als ich mich der Kirche anschloß. Als Mitglied der Kirche wurde mir mir bewußt, daß ich im Herzen die Kraft aufbringen mußte, meinem Vater zu vergeben. Verwirrt war ich aber immer noch. Mir war zwar klar, daß ich ihm vergeben konnte – aber was war da eigentlich zu vergeben? Ich hatte ihn nie gehaßt und ihm nie etwas Böses gewünscht. Trotzdem war ich immer noch zornig. Er tat mir leid, und zugleich ärgerte ich mich über die Entscheidungen, die er traf. Meine Mutter war zwar kein Mitglied der Kirche, aber sie bat mich, in meinen Gebeten an ihn zu denken und den Herrn zu bitten, er möge ihn schützen. Das schaffte ich nicht – ich war dazu einfach nicht imstande.

Als ich dann mehr vom Evangelium lernte, schien alles nur noch schlimmer zu werden. Ich erkannte, wie wichtig das Priestertum ist, was für Segnungen man empfängt, wenn es entsprechend ausgeübt wird, und das stimmte mich traurig. Warum hatte ich in meiner Familie keinen verantwortungsvollen Priestertumsträger, an den ich mich in schwierigen Zeiten wenden konnte?

Aber etwas war bereits im Wandel begriffen. Als Mitglied der Kirche begann ich nämlich die Welt und die Menschen darin aus anderer Sicht zu sehen. Ich legte schlechte Gewohnheiten ab und bemühte mich, so zu leben, wie der Herr es von mir erwartete. Das Beten brachte mir viel Trost, denn nun wurde mir endlich bewußt, daß ich ja doch jemanden hatte, dem ich alle meine Probleme, meine Freuden und meine kleinen Triumphe anvertrauen konnte. Es war eine Erfahrung, die mich völlig überwältigte und mir das Gefühl gab, wichtig zu sein. Ich wußte, der Herr hörte mir zu.

Mir wurde bewußt, daß ich wahrhaftig einen Vater hatte, daß ich, geistig gesehen, buchstäblich sein Sohn war. Ich war froh, zu wissen, daß es da jemanden gab, der willens war, mir helfend die Hand zu reichen, mir eine Stütze zu sein und mir Mut zu machen. Es war ein großes Geschenk, das ich empfing, nämlich das Gefühl, irgendwohin zu gehören. Ich war nicht mehr allein. Ich wußte, daß die Welt buchstäblich voller Brüder und Schwestern ist und daß alle einen gemeinsamen Vater haben. Manchmal sah ich mich unter den Menschen meiner Umgebung um und dachte mir: Ich weiß etwas Wunderbares, und ich sehne mich danach, es euch zu sagen: Wir sind doch verwandt.

Der Herr hat mir Kraft, Frieden und Erfüllung gegeben. Er hat mich erkennen lassen, warum das Prinzip Vergebung wirklich allumfassend ist und welche Macht ihm innewohnt. Allein die Vorstellung, daß der Herr mir bei der Taufe meine Sünden und Übertretungen vergeben hat! Und daß ich durch echte Umkehr auch weiterhin Vergebung erlangen kann! Mir war klar, daß ich keinen Anspruch darauf hatte, wenn ich mich nicht dazu bringen konnte, meinem Vater zu vergeben. Ich sah ein, daß ich ihn trotz seiner Gewohnheiten und seines Verhaltens ehren mußte und daß ich eine Möglichkeit finden mußte, ihm zu helfen, anstatt ihn insgeheim abzuurteilen.

Es war für mich ein langes, schweres Ringen, und ich kann auch nicht sagen, daß ich mich nicht immer noch nach der Nähe meines Vaters sehnte. Aber mir ist jetzt bewußt, daß er Hilfe braucht. Vielleicht gelingt es mir durch Beten, durch mein Bemühen und mein Beispiel, ihm eines Tages klar zu machen, daß auch er ein Sohn Gottes ist. □

Sie bringen ihren Landsleuten das Evangelium

Marvin K. Gardner

Elder David Antonio Parada und Elder Sergio Saavedra biegen in eine geschäftige Straße eines Wohnviertels in San Salvador ein. Kinder spielen Fangen, es bellt ein Hund. Frauen und Mädchen mit Wäschekörben und Lebensmittelkörben auf dem Kopf gehen vorüber. Aus offenen Fenstern plärren



Elder David Antonio Parada aus El Salvador, Elder José Arcía aus Panama und Elder Sergio Saavedra aus Mexiko sind nur drei einheimische Missionare aus dem weltweit immer zahlreicher werdenden Heer einheimischer Missionare. Neue Tempel und Missionarsschulen tragen zu ihrer Ausbildung bei. Die meisten werden von ihren Angehörigen unterstützt und haben den Segen ihrer Eltern.



Einheimische Missionare in Mexiko und Mittelamerika lassen eine prophetische Vision Wirklichkeit werden.

Der Tempel und die Missionarsschule in Mexiko City und weitere Fotos vom Autor.

Radios, jeder auf einer anderen Frequenz, aber alle spielen heiße Latino-Rhythmen.

Von der anderen Seite der Straße kommen zwei *novios* (ein verlobtes Paar) und treffen zugleich mit den Missionaren an der Haustüre ein – gerade rechtzeitig für ihren Termin. Sie bitten die Missionare hinein und rücken Stühle zu einem Kreis. Nach dem Gebet verschwindet die junge Frau in einem Nebenzimmer und kommt mit ihrem Buch Mormon zurück.

„Haben Sie gebetet?" fragt Elder Parada. Die Frau nickt. „Und haben Sie auch im Buch Mormon gelesen?" Jawohl, die beiden haben ihren Leseauftrag – Dritter Nephi, Kapitel 11 – erfüllt. „Ausgezeichnet! Lesen Sie weiter, und beten Sie darüber, dann werden Sie durch den Heiligen Geist erfahren, daß es wahr ist."

Die Lektion handelt vom Errettungsplan. Elder Parada nimmt seinen Kugelschreiber auseinander. „Unser Körper ist wie diese Kugelschreiberhülle", sagt er, „und unser Geist wie die Mine." Anhand dieser einfachen Darstellung erläutert er den Tod und die Auferstehung. Als die junge Frau dann Fragen stellt, antwortet Elder Parada mit Schriftstellen aus seinen gut markierten Schriften.

Dann ist Elder Saavedra an der Reihe. Beide Missionare sind ganz in ihrem Element – keiner hat sprachliche oder kulturelle Schwierigkeiten. Die Mutter der jungen Frau, die draußen Wäsche gewaschen hat, kommt herein und hört einen Teil des Gesprächs mit. Draußen kräht ein Hahn, und ein paar Hühner laufen an der offenen Tür vorüber. Durch das Fenster streicht eine leichte Brise und spielt mit dem Vorhang, der als Tür zum Nebenraum dient. Die Diskussion entwickelt sich wie geplant. Als die Missionare sich anschicken zu gehen, lächelt die Mutter und kommt ins Zimmer, um sich zu verabschieden. Vielleicht, sagt sie, komme sie morgen mit den *novios* zur Kirche.

„Wir können unabhängig sein"

Elder Parada aus El Salvador und der Mexikaner Elder Saavedra sind zwei von Tausenden Missionaren, die dem Ruf von Präsident Spencer W. Kimball im Jahre 1974 gefolgt sind. Jedes Land, hieß es damals, solle seine Missionare selbst stellen, ja, „mehr, als im Land selbst gebraucht werden", damit sie in anderen Teilen der Welt mithelfen können.

Seit damals hat sich in Mexiko und Mittelamerika viel getan, was diese Vision nun Wirklichkeit werden läßt. Als Präsident 1974 diesen Auftrag aussprach, stammten nur 25 Prozent der Missionare in Mexiko aus diesem Land; 1988 waren es 95 Prozent. El Salvador hat überhaupt nur Missionare aus Mittelamerika, und nur sechs davon sind nicht aus El Salvador, sondern aus Nachbarländern.

Der Prozentsatz ist nicht überall so hoch. In der Mission Costa Rica San José ist das Verhältnis 50 zu 50. „Es wäre schön, wenn wir ausschließlich Lateinamerikaner hätten", sagt Missionspräsident Mervyn Arnold. „Und eines Tages kann das durchaus sein."

Das Prinzip hat sich jedenfalls durchgesetzt, und der Trend ist steigend. 1987 gingen 1300 Männer und Frauen aus Mexiko und Mittelamerika auf Mission. Zugleich mit der Anzahl einheimischer Missionare hat auch die Zahl der Missionen zugenommen. 1974 gab es in Mexiko nur fünf Missionen, 1988 waren es vierzehn. Auch die Anzahl der Taufen steigt. Allein in der Mission Mexiko Monterrey wurden 1987 in einem Monat 475 Personen getauft. Insgesamt wurden letztes Jahr in Mexiko und Mittelamerika 40000 Menschen getauft.

Einheimische Missionare verfügen über offensichtliche Vorteile. Normalerweise verstehen sie die Bevölkerung besser, weil die sprachlichen und kulturellen Barrieren wegfallen. In manchen Ländern ist die Anzahl US-amerikanischer Missionare, die in ein Land einreisen dürfen, aus rechtlichen oder politischen Gründen beschränkt. Lateinamerikanische Missionare können manchmal an Orten eingesetzt werden, wo es unklug oder überhaupt unmöglich wäre, Ausländer einzusetzen.

Ein treffendes Beispiel ist El Salvador. Die dortige Mission wurde 1980 aufgrund der politischen Krise geschlossen. Die Missionare, viele von ihnen aus den USA, wurden in andere Gebiete verlegt. 1984 wurde die Mission wiedereröffnet, aber es gibt dort seither keine Missionare aus den USA. An ihrer Stelle dienen problemlos Brüder und Schwestern aus El Salvador.

„Wir bemühen uns, unabhängig zu sein", sagt Missionspräsident Franklin Henriquez, der selbst auch aus El Salvador stammt. „Unsere Pfähle hier schicken uns zur Zeit genug Missionare. Auch in Guatemala, Honduras und Costa Rica dienen derzeit Missionare aus El Salvador."

Nach dem Beispiel der Pioniere

Anzug und weißes Hemd sind nagelneu: Elder Enrique Hernández ist unterwegs zum Flughafen, um von San José in Costa Rica in die Missionarsschule in Guatemala City zu reisen. Nach dreizehn Tagen wird er nach Costa Rica zurückkommen und seine Mission

antreten. Warum wird er von Missionaren und nicht von seinen Eltern zum Flugplatz begleitet? „Meine Eltern gehören nicht der Kirche an", erklärt er. „Und sie können es sich finanziell nicht leisten, mich hierher zu begleiten. Heute morgen habe ich alle geweckt und Abschied genommen, bevor ich losfuhr."

Sein Vater, sagt er, der vierundsechzig und arbeitslos ist, war gegen seine Mission. Enrique und seine Schwester sind die einzigen Verdiener in der siebenköpfigen Familie. Wenn er nun fort ist, wird sein Einkommen fehlen.

„Es war schwer, mich heute von ihnen zu trennen", sagt Elder Hernández. „ich weiß nicht, wie sie ohne mich auskommen werden. Ich hoffe, der Herr wird sie segnen."

Nachdenklich sitzt er da, während der Kleinbus in Richtung Flughafen fährt. „Was mich stärkt, ist das Beispiel der Führer der Kirche in der Pionierzeit", fährt er fort. „Sie ließen ihre Familie, oftmals unter schwierigen Bedingungen, zurück, um dem Herrn als Missionare zu dienen. Wenn sie das konnten, kann ich es auch."

An den Missionarsschulen in Mexiko und Guatemala treffen alle zwei Wochen neue Missionare wie Elder Hernández ein. Die meisten unterbrechen ihre Ausbildung oder ihre berufliche Tätigkeit. Manche verzichten auf Stipendien oder auf eine gute Stellung. Manche haben den Segen ihrer Familie, andere bekommen von zu Hause keinerlei Unterstützung und Ermunterung. Die meisten kommen aus einfachen Verhältnissen; obwohl die Missionskosten sinken, weil die örtlichen Mitglieder für einen Teil der Mahlzeiten aufkommen, haben die meisten Missionare dennoch zu kämpfen, um zumindest ein Drittel ihrer Kosten zu bestreiten. Dabei ist es nicht selten, daß aus einer Familie mehr als ein Sohn oder eine Tochter zugleich auf Mission sind.



Der Durchschnittsmissionar einer kürzlich untersuchten Mission war erst seit fünf Jahren Mitglied der Kirche. Nur 15 Prozent der Missionare waren von Geburt an in der Kirche. Etwa 40 Prozent hatten Eltern, die nicht der Kirche angehörten.

„Er findet Einlaß, wo wir vor verschlossenen Türen stehen"

„Danke für die Hilfe beim Rohrbruch!"

Elder José Arcía lacht: „Ach, das war doch nicht der Rede wert." Beim letzten Besuch der Missionare hat nämlich der achtjährige Sohn der Frau eine Wasserleitung im Garten beschädigt, so daß das Wasser bis auf die Straße sprudelte. Nach einer Stunde hatten die Missionare gemeinsam mit einem Mitglied den Schaden behoben. Heute ist der Junge bei der Lektion dabei. Immer wenn er vom Thema abkommt, stellt ihm Elder Arcía ein paar Fragen und führt ihn spielerisch zur Sache zurück.

Die Mutter, die von ihrem Mann getrennt lebt, ist von der Lektion beeindruckt. Elder Arcía und sein Mitarbeiter sind einfühlsame Lehrer. Sie fordern die Frau auf, Gott und ihre Mitmenschen zu lieben und das Gesetz der Keuschheit sowie das Wort der Weisheit zu befolgen. „Werden Sie in zwanzig Jahren, wenn die Missionare nicht mehr da sind, diese Gesetze immer noch befolgen?" fragt Elder Garcia.

„Ganz bestimmt", erwidert sie. Sie wird in zwei Wochen getauft.

Wenn man Elder Arcía zuhört, gewinnt man den Eindruck, er habe schon eine Menge Kirchenerfahrung. Tatsächlich aber ging der vierundzwanzigjährige Panamese dreizehn Tage vor Vollendung seines ersten Jahres in der Kirche schon in die Missionarsschule.

Später bemerkt ein Assistent des Missionspräsidenten, ein US-Amerikaner, über die Arbeit, die Elder Arcía in der Mission Costa Rica leistet: „Der Präsident schickt ihn in Gebiete, wo es nicht so gut vorangeht. Wo immer Elder Arcía hinkommt, begeistert er die anderen, hält viele Lektionen und hat viele Taufen. Er hat etwas, was uns Ausländern fehlt. Er findet Einlaß, wo wir vor verschlossenen Türen stehen."

So eine großartige Gegend, wo wir arbeiten

Gestern abend hat es in Monterrey in Mexiko gehagelt, und heute morgen versinkt man auf den unge-



pflasterten Straßen im Morast. Schwester Miriam Sosa und Schwester Laura Alcala sind eingepackt in Pullover und Jacke (auch hier scheint nicht immer die Sonne). Ihre festen Schuhe kommen nicht zum erstenmal mit dem Matsch in Berührung.

Man möchte meinen, die beiden haben einander schon immer gekannt – jedenfalls verstehen sie sich ausgezeichnet. An ihren leuchtenden Augen und an der Stimme merkt man ihnen ihre Begeisterung an. Beide sind Heilige der Letzten Tage der dritten Generation. Jede der beiden hat einen Pfahlpräsidenten zum Vater und einen Bruder auf Mission.

Was aber noch wichtiger ist: Beide sind ganz vom Missionsgeist erfaßt. Manche behaupten, es sei schwierig, in dieser Gegend fünfzehn Lektionen pro Woche zu halten, aber die beiden haben es schon mehr als einmal auf fünfundsechzig gebracht.

„Man muß sich ganz dem Herrn weihen, nur so geht es", sagt Schwester Sosa. Ihre Demut ist nicht gespielt. „Wir haben unser ganzes Vertrauen in den Herrn gesetzt."

„Und wir lieben die Menschen, die wir belehren, wirklich", fügt Schwester Alcala hinzu. „Das, was wir haben, möchten wir mit jedermann teilen."

Schwester Sosa ist seit acht Monaten auf Mission. In dieser Zeit hat sie fünfundfünfzig Menschen zur Kirche gebracht, hauptsächlich ganze Familien, die sich nun bereits auf den Tempel vorbereiten. Dieses Wochenende wird es weitere zehn Taufen geben.

Die beiden stapfen und gleiten durch den Morast und machen Scherze darüber, daß sie unrettbar versinken oder der Länge nach hinfallen könnten, aber weder das eine noch das andere wird ihnen passieren. Sie gehen mit raschem, sicherem Schritt. Sie klopfen an die Tür eines kleinen Hauses. Die Eltern sind nicht da, aber der Großvater und drei Enkelinnen sind zu Hause. Eine einzelne Glühbirne beleuchtet den Raum. Der zahnlose Großvater, der auf einem Auge blind ist und über Schmerzen im Arm klagt, hat viel zu sagen – aber er hört auch zu. Das älteste Mädchen hält das kleinste Kind auf dem Schoß. Sie und die mittlere Schwester hören aufmerksam zu, lesen Schriftstellen vor und beantworten alle Fragen richtig. Zum Schluß spricht eins der Mädchen ein Gebet. Beim Abschied versprechen die Missionarinnen, daß sie wiederkommen werden, wenn die Eltern zu Hause sind.

Wieder geht es hinaus in den Morast. Nun überqueren sie eine Wiese und singen dabei „Ich bin ein Kind des Herrn". Im nächsten Haus, das sie aufsuchen, gibt es wieder eine Lektion. Die Mutter sagt zum Schluß, sie habe während der Lektion ein gutes Gefühl gehabt. „Das ist der Geist Gottes, der Ihnen im Herzen davon Zeugnis gibt, daß dies wahr ist", sagt Schwester Alcala. Die Familie verspricht, am Sonntag zur Kirche zu kommen.

Als die beiden wieder auf der Straße stehen, können sie ihre Freude kaum verbergen. Und als sie dann in die nächste Gossengasse einbiegen, kann Schwester Sosa nicht an sich halten: „So eine großartige Gegend, wo wir arbeiten!"

Sie hat nur ein Problem

Schwester Penaloza wollte auf Mission gehen. Jahr für Jahr hat sie ihren Wunsch dem Bischof mitgeteilt, aber berufen worden ist sie nie. Schließlich wurde sie der Assistenten des Missionspräsidenten habhaft und schilderte ihnen ihre Lage. Sie riefen den Präsidenten an:

„Da ist eine Schwester, die unbedingt auf Mission gehen will – nur gibt es da ein Problem."



Die Missionare verkünden die Botschaft vom wiederhergestellten Evangelium und bringen ganze Familien zur Kirche, wodurch auch sie selbst und ihre Angehörigen gestärkt werden. Zum Beispiel: Während Schwester Blanca Emilia Gramajo (links) aus Quetzaltenango, Guatemala, in Costa Rica auf Mission war, schlossen sich ihre Eltern der Kirche an.

Unten: *Wenn jemand dienen will, ist das Alter kein Hindernis. Schwester Juanita Penaloza aus Mexiko wurde im Alter von 103 Jahren auf eine „Sommermission" berufen.*

„Und das wäre?"
„Ihr Alter. Sie ist einhundertdrei."
Präsident Enrique Moreno interviewte sie und berief sie auf eine zweimonatige „Sommermission" in Puebla, etwa zwei Stunden von ihrem Heimatort entfernt. Sie arbeitete mit zwei starken, fähigen Schwestern zusammen. „Welch einen Segen sie doch für die Arbeit bedeutet hat", sagt Präsident Moreno. „Und wie sehr sie die Mitglieder und die Missionare motiviert hat!"

„Ich bin glücklich – Hasta Mañana!"

Elder Eduardo López und sein Mitarbeiter in Monterrey irrten sich vor einem Monat in der Tür. Sie wollten eigentlich zu jemand anders, blieben jedoch da, als die Mendozas Interesse am Evangelium bekundeten. Schwester Mendoza gestand, daß sie zehn Jahre zuvor getauft worden, aber nie in der Kirche aktiv gewesen war, weil ihr Mann sie nicht unterstützt hatte. Nun war auch ihr Mann bereit zuzuhören. Er und die beiden Kinder wurden getauft.

Während einer der Lektionen kam eine Nachbarin zu Besuch. Auch sie, ihr Mann und zwei Kinder wurden getauft.

Eine weitere Nachbarin, Señora López, hörte, was geschah. Schließlich wurden auch sie, ihre fünf Kinder und ihre Nichte getauft, und ihr Mann steht kurz vor der Taufe. Weil Elder López und sein Mitarbeiter an die falsche Tür geklopft haben, wurden bisher vierzehn Menschen getauft, alle innerhalb eines Monats – und einige werden noch dazukommen.

Heute vormittag – die letzte Taufe liegt noch keine zwei Wochen zurück – besuchen die Missionare die Familie Hernández. Bruder Hernández sitzt auf dem Sofa und hat den Arm um Elder López gelegt. „Wir lieben diese Missionare, als wären es unsere eigenen Söhne", sagt er. Als er die beiden kennenlernte, war er arbeitslos, aber sie fasteten und beteten gemeinsam, und eine Woche darauf hatte er eine Stelle bei einer Erdölgesellschaft.

Während man sich unterhält, kommen Mitglieder der anderen Familien herein, und der kleine Raum ist bald voll. Lachend und mit Umarmungen begrüßen sie einander, und jemand fängt an zu zählen, wie viele getauft worden sind. Jedesmal, wenn wieder jemand hereinkommt, gibt es ein großes Hallo. „Er ist auch getauft worden!" heißt es immer. Sie scherzen, daß sie die ganze Nachbarschaft taufen wollen, und reden davon, daß sie in einem Jahr gemeinsam zum Tempel fahren werden.

Elder López und sein Mitarbeiter müssen selten von Tür zu Tür gehen. Sie reden Leute auf der Straße an und halten sogleich eine Lektion; sie sehen einen Mann vor seiner Haustür die Zeitung lesen und reden mit ihm über das Evangelium; sie kommen an einem Mann vorüber, der gerade sein Auto wäscht, und stellen ihm die Kirche vor; sie lernen im Haus eines weniger aktiven Mitglieds eine Frau und ihr Kind kennen und belehren sie an Ort und Stelle. „Vorige Woche haben wir eine siebenköpfige Familie getauft, weil wir uns auf der Straße mit den Kindern angefreundet hatten. Man spricht die Eltern viel leichter an, wenn einen die Kinder an der Tür mit ‚Hallo, Elder!' begrüßen.

Wenn ich abends nach Hause komme, bin ich erschöpft, und meine Tagebucheinträge sind oft sehr kurz. Da schreibe ich etwa: ‚Ich bin ziemlich kaputt. Hatten heute einen großartigen Tag. Wir haben eine goldene Familie gefunden. 12 Lektionen gegeben. Ich bin glücklich!' "

„Ich habe auf meiner Mission viel gelernt"

Es ist schon spät. Fast das ganze Gemeindehaus ist leer und dunkel, aber im Büro des Pfahlpräsidenten brennt noch Licht. Präsident Adolfo Ibarra vom Pfahl Monterrey Morelos ist erst dreiundzwanzig. Einer seiner Ratgeber ist einunddreißig, der andere fünfundzwanzig. Alle drei waren auf Mission.

Was haben sie auf Mission gelernt? „Ich habe Jesus Christus besser kennengelernt", sagt Präsident Ibarra. „Ich habe gelernt zu dienen, zu lieben, das Herz eines Menschen anzusprechen." Auch Führungseigenschaften hat er sich angeeignet. „Als ich Distriktsleiter wurde, hatte ich noch nie jemanden interviewt. Das erste Interview dauerte ungefähr drei Stunden!" Er schmunzelt. „Aber ich habe schnell dazugelernt."

Adolfo Reyes, sein Erster Ratgeber, wurde im Alter von zwanzig Jahren getauft. Ein Jahr darauf befand er sich auf Mission und diente achtzehn Monate lang als Zonenleiter. „In unseren Pfahlberufungen dienen wir unseren Mitmenschen genauso, wie wir es auf Mission getan haben", stellt er fest. „Unser Auftrag mag ein wenig anders sein, aber wir weihen unsere Zeit nach wie vor dem Herrn."

„Ich bin bekehrt worden", sagt der Zweite Ratgeber, Pablo Moreno. „Alles, was ich über den Herrn und die Kirche weiß, habe ich auf Mission gelernt."

Neunundzwanzig Missionare aus diesem Pfahl sind derzeit auf Mission. Präsident Ibarra beobachtet, daß die Familien der Missionare in großem Maße gesegnet werden. Eltern, die nicht der Kirche angehörten, wur-

den getauft; weniger aktive Eltern sind in die Kirche zurückgekehrt und sind in den Tempel gegangen; jüngere Geschwister fühlen sich ermuntert, selbst auf Mission zu gehen; Familien sind mit mehr Einigkeit und besserer Gesundheit gesegnet worden. Und die meisten heimgekehrten Missionare heiraten im Tempel.

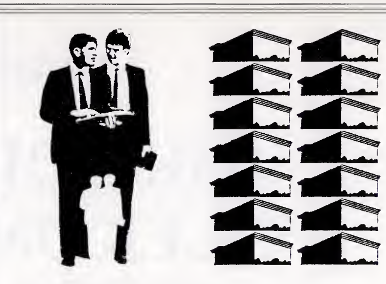
„Sobald ein Missionar entlassen wird, erhält er eine Berufung", sagt Präsident Ibarra. „Eine Schwester war schon einen Monat vor ihrer Rückkehr von der Mission als Ratgeberin in der Pfahl-JD-Leitung vorgesehen. Als ich von meiner Mission nach Hause kam, erfuhr ich am Flughafen, daß ich der neue Pfahlführungssekretär war!"

„Und ich wurde während meines Entlassungsinterviews als Hoher Rat berufen", wirft Präsident Moreno ein. „Zeit zum Ausruhen gab es keine", lacht er. „Die wird es nie geben!"

Dann biegen sie in die nächste Straße ein ...

Elder Parada und Elder Saavedra verabschiedeten sich von den *novios* und gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren. „Es ist schön, die beiden zusammen arbeiten zu sehen", kommentiert der Missionspräsident später. Elder Parada ist der Sohn eines Landarbeiters und stammt aus einfachsten Verhältnissen. Sein Junior-Mitarbeiter, Elder Saavedra, ist der Sohn des mexikanischen Konsuls in El Salvador. Der eine hat jahrelang auf den Feldern gearbeitet, um das Geld für seine Mission zu sparen; der andere hat sich von Auto und Stereoanlage getrennt. Nun sind die beiden ein Team – demütig, zuversichtlich und beredt.

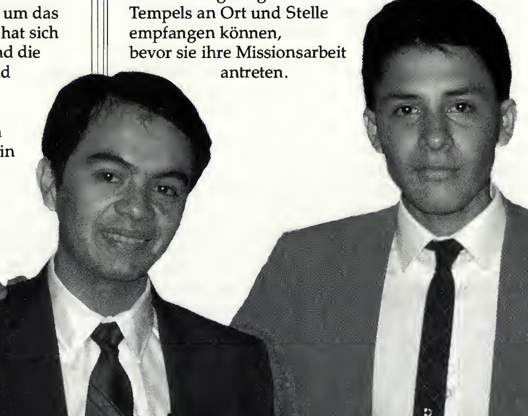
Auf einer schwankenden Fußgängerbrücke überqueren sie eine Schlucht. Dann, in einem anderen Viertel von San Salvador, biegen sie in die nächste Straße ein, die sie in Angriff nehmen. □



WELTWEIT MEHR EINHEIMISCHE MISSIONARE

Der Zustrom von einheimischen Missionaren in Mexiko und Mittelamerika spiegelt sich auch in anderen Gebieten der Welt wider. Im letzten Jahrzehnt hat sich ihre Zahl fast verdreifacht, von 3850 auf 10608. Fast ein Drittel der 35000 derzeit dienenden Vollzeitmissionare stammt nicht aus den USA, sondern aus siebzig anderen Ländern und sechs Territorien.

Außerdem gibt es nun auch mehr Missionarsschulen. In den vergangenen zehn Jahren ist ihre Anzahl von einer (in Provo, Utah) auf vierzehn gestiegen. Es gibt nun Missionarsschulen in Argentinien, Brasilien, Chile, England, Guatemala, Japan, Korea, Mexiko, Neuseeland, Peru, auf den Philippinen und auf Samoa und Tonga. Jedes dieser Zentren liegt in der Nähe eines Tempels, so daß Missionare aus entlegenen Gebieten sowohl die Ausbildung für ihre Missionsarbeit als auch die Segnungen des Tempels an Ort und Stelle empfangen können, bevor sie ihre Missionsarbeit antreten.



Elder Enrique Hernández und Elder Carlos Reyes, beide aus San José, lernten sich auf dem Weg zur Missionarsschule, in Guatemala kennen. Es ist eines von vielen solchen Zentren in aller Welt.





BESUCHSLEHRBOTSCHAFT

IHR SOLLT ALSO VOLLKOMMEN SEIN

Ziel: Die Schwestern anregen, nach Vollkommenheit zu streben.

Christus gebot seinen Jüngern, vollkommen zu sein, wie er und sein Vater vollkommen sind (siehe Matthäus 5:48; 3 Nephi 12:48). Allerdings mag uns sein Gebot als unerfüllbar erscheinen. Manche Mitglieder der Kirche verlieren den Mut. Andere sind so sehr auf persönliche Vervollkommnung aus, daß sie nach Selbstverherrlichung und nicht nach Möglichkeiten zu dienen trachten.

Moroni hat gelehrt: „Kommt zu Christus, und werdet in ihm vollkommen, und verzichtet auf alles, was ungöttlich ist, und liebt Gott mit aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft, . . . damit ihr durch seine Gnade in Christus vollkommen seid" (Moroni 10:32).

Wenn wir den Herrn lieben, ihm dienen und seine Gebote halten, ist es uns auch möglich, „in Christus vollkommen zu werden". Dann verspüren wir Frieden und Stärke, selbst in schweren, kummervollen Zeiten. Wir tragen unsere Last leichter und sind eher imstande, anderen die Last tragen zu helfen. (Siehe Galater 6:2; Mosia 18:8-10; 24:14,15; Alma 33:23.)

In unserem Bemühen, vollkommen zu werden, kann uns das Beispiel Joseph Smiths Trost spenden. Einmal riet ihm der Herr: „Laufe nicht schneller und verrichte nicht mehr Arbeit, als du Kraft hast und Mittel vorgesehen sind." (LuB 10:4.) Auch von uns wird nicht verlangt, daß wir mehr tun, als unsere Kraft und Mittel erlauben, noch müssen wir bereits hier und heute in allem vollkommen sein. „Wir müssen vollkommen werden, um im celestialen Reich errettet zu werden", hat Elder Bruce R. McConkie gesagt. „Aber in diesem Leben wird niemand vollkommen. Diesen Zustand erreichte nur Jesus, der Herr, und er war gegenüber uns allen im Vorteil. Er war der Sohn Gottes. . . . In Christus vollkommen zu werden ist eine lange Entwicklung." (*1976 Devotional Speeches of the Year*, Provo, Brigham Young University Press, 1977, Seite 399f.)

Mehrere Mitglieder einer Gemeinde haben einiges über diese Entwicklung erfahren, als sie den Auftrag ihres Bischofs annahmen, einen Tag lang vollkommen zu sein. Ein junger Mann stellte fest, daß der ganze Tag schöner war, weil er ihn mit dem Studium der Schrift begonnen hatte. (Siehe Der Stern, April 1989, „Der vollkommene Tag".)

Wir erreichen Vollkommenheit in kleinen Schritten und mit der Hilfe des Herrn. „Wir fangen heute an, die Gebote zu halten", sagte Elder McConkie, „und morgen tun wir es in noch größerem Maße, und so gehen wir von Gnade zu Gnade, erklimmen die Sprossen einer Leiter, verbessern uns seelisch und kommen der Vollkommenheit näher." (*1976 Devotional Speeches of the Year*, Seite 400.) Das ist unser Auftrag, daß wir nämlich heute damit beginnen. □

Anregungen für die Besuchslehrerinnen

1. Lesen Sie 2 Nephi 31:19,20 und sprechen Sie darüber, was dort über das Vollkommenwerden gesagt wird.
2. Bringen Sie ein Beispiel dazu, wie Sie gelernt haben, ein bestimmtes Gebot besser zu befolgen, und bitten Sie die Schwester, die Sie besuchen, von einem ähnlichen Erlebnis zu berichten.

(Siehe Leitfaden *Der Familienabend – Anregungen und Hilfsmittel*, Seite 8-23, 59-77.)

WIEDER EIN SIEG

Kendra Kasl Phair

Im Publikum wurde es plötzlich still. Alle Blicke richteten sich auf das Parkett. Aller Augen schienen demselben Mädchen zu folgen, der Turnerin, die schon früher am Schwebebalken Aufsehen erregt hatte. Soeben schwang sie sich auf den Stufenbarren.

Das Mädchen war Diane Ellingson, mit dem typischen Aussehen einer fünfzehnjährigen Turnerin – schlank, mit blondem Pferdeschwanz. Das Publikum schien zu spüren, daß sie mehr zu bieten hatte als ein hübsches Äußeres.

Vielleicht war dem Publikum die Zuversicht und Sicherheit aufgefallen, mit der Diane beim Bodenturnen ihre Pirouetten vollführt hatte, oder ihre spektakulären Drehungen und Wendungen, während sie nun vom Barren federte, vielleicht auch ihre mühelosen Sprünge über das Pferd. Vor allem aber lag es wohl daran, daß sie das Publikum wirklich liebte. Die Leute spürten das, wenn sie am Ende einer perfekten Nummer ihr Siegerlächeln erstrahlen ließ.

Selbst wenn eine Nummer nicht so perfekt ausfiel, hatte ihr Lächeln etwas Gewinnendes. Einmal glitt sie am Ende einer Übung aus und fiel vor surrenden Fernsehkameras aufs Gesicht – trotzdem lächelte sie und winkte dem Publikum zu, bis Applaus aufbrauste. Bei einem Wettbewerb an ihrem achtzehnten Geburtstag sagte sie den Richtern, daß sie Geburtstag hatte, damit sie das Publikum auffordern konnten, für sie „Happy Birthday" zu singen. „Ich war überhaupt nicht verlegen", sagt Diane. „Von mir aus hätten sie es zweimal singen können, um mich zu feiern."

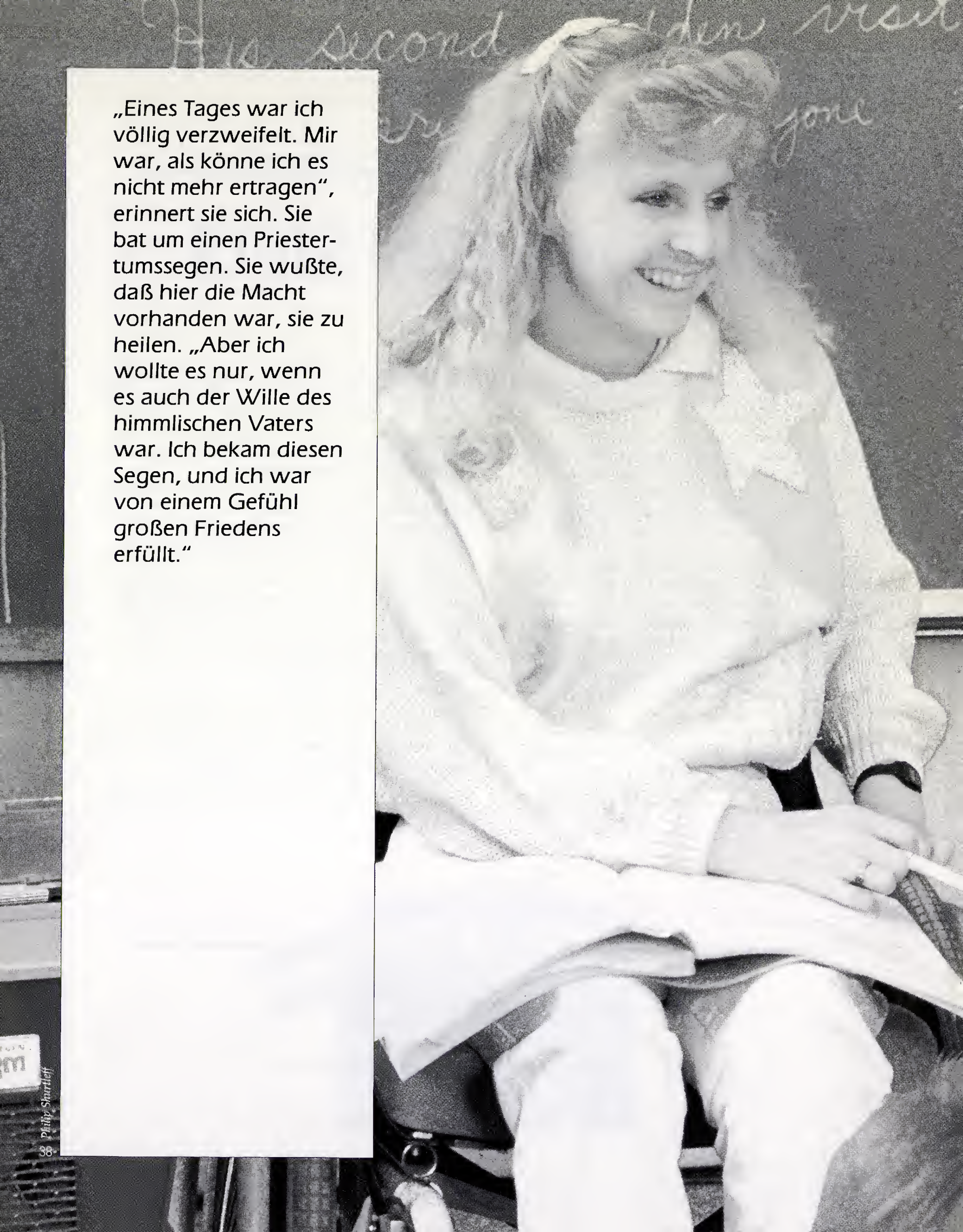
Schon als kleines Kind hatte Diane gern ein Publikum gehabt. Einmal – sie war damals neun oder zehn – kam sie nicht von der Schule nach Hause, und ihr Vater ging sie suchen. Er fand sie von einer Schar Kinder umringt, denen sie zum Spaß ihre Turntricks vorführte.

Dianes Schwester Marie muß heute noch lachen, wenn sie an Dianes kindlichen Drang zurückdenkt, Auftritte zu liefern. „Auf allen Familienfotos ist sie ganz vorn. Sie machte aus allem eine Show. Wenn Papa jemanden fotografierte, schaffte sie es immer irgendwie, ins Bild zu kommen."

Dieses Showtalent paßte gut zum Turnsport, der Diane ebenfalls schon von klein auf Spaß machte. Es war nicht leicht, ihre Eltern davon zu überzeugen, daß Turnen sich für sie lohnen würde, und selbst als sie es geschafft hatte, mußte sie einiges dazutun.

„Wir waren sieben Kinder und konnten es uns nicht leisten, Diane zum Turnunterricht zu schicken. Sie ging





„Eines Tages war ich völlig verzweifelt. Mir war, als könne ich es nicht mehr ertragen“, erinnert sie sich. Sie bat um einen Priestertumssegen. Sie wußte, daß hier die Macht vorhanden war, sie zu heilen. „Aber ich wollte es nur, wenn es auch der Wille des himmlischen Vaters war. Ich bekam diesen Segen, und ich war von einem Gefühl großen Friedens erfüllt.“

Philip Shurtleff

einfach selbst zum Sportklub und sagte zum Trainer, sie sei zu jeder Arbeit bereit. Also reinigte sie nach den Trainingsstunden die Turnhalle, saugte die Matten, putzte die Toiletten und so fort, um sich den Unterricht zu verdienen", berichtet Marie.

Dianes turnerische Leistungen standen hinter ihrer Vorliebe für das Rampenlicht nicht zurück, und beides zusammen ergab die richtige Erfolgsmischung. Sie fing mit vierzehneinhalb Jahren zu trainieren an – für eine Leistungssportlerin ein sehr später Anfang. Innerhalb eines Jahres trat sie jedoch gegen die besten Sportlerinnen der USA an. Sie gewann die US-Jugendolympiade. Als sie dann an die Universität ging, gewann das Turnerinnenteam der Universität Utah unter ihrer Führung zum erstenmal die Nationalmeisterschaft.

Als sie nicht mehr an Universitätsbewerben teilnehmen konnte, beschloß sie, eine professionelle US-Tournee zu machen. Sie wußte, daß ihre sportliche Karriere so gut wie vorüber war, wollte aber so lange wie möglich den Reiz auskosten, im Blickpunkt der Öffentlichkeit zu stehen – und der Sport machte ihr einfach Spaß.

Während des Trainings für die Tournee übte Diane auch einen Sprung über das Pferd, den sie schon tausendmal vollführt hatte. Wie immer nahm sie Anlauf. Wie immer sprang sie auf das Sprungbrett, und wie immer schnellte sie hoch und über das Pferd. Aber diesmal kam es anders – sie drehte sich eine Spur zu weit, kam bei der Landung zu Sturz und brach sich das Genick. Infolge dieses Unfalls verbrachte sie ein halbes Jahr in einer Klinik und ist nun den Rest ihres Lebens an den Rollstuhl gefesselt.

Das war am 15. Dezember 1981. Diane verbrachte das Weihnachtsfest dieses Jahres und dann weitere fünf Monate im Krankenhaus und versuchte sich an die Vorstellung von einem Leben ohne Turnen zu gewöhnen. Die Umstellung fiel ihr nicht leicht – sie war so viele Jahre eine begeisterte Sportlerin gewesen.

„Ich hielt es im Krankenhaus nicht aus, es war wie im Gefängnis", sagt Diane. Einen von den fünf Monaten lag sie unter Zug und konnte sich überhaupt nicht bewegen. Die Schwestern kamen alle zwei Stunden und verschoben ihren Körper um einige Zentimeter. Diane hatte nicht damit gerechnet, daß sie so lange in der Klinik bleiben mußte. „Als ich den Unfall hatte, war ich sicher, ich würde in einem Monat wieder auf Tournee gehen. Ich dachte: Wenn ich genug Glauben an Gott und an mich selbst habe, geht alles in Ordnung. Ich war fest davon überzeugt."

Aber so rasch ging die Genesung nicht vonstatten, und die Lage wurde schlimmer. „Ich war eine schwierige Patientin", sagt Diane. „Ich fühlte mich elend im Krankenhaus – ich konnte einfach nicht Ruhe geben. Auch mit den Leuten war ich sehr ungeduldig."

Schließlich kam für sie ein Wendepunkt. „Eines Tages war ich völlig verzweifelt. Mir war, als könne ich es nicht mehr ertragen", erinnert sie sich. Sie bat um einen Priestertumssegen. Sie wußte, daß hier die Macht vorhanden war, sie zu heilen. „Aber ich wollte es nur, wenn es auch der Wille des himmlischen Vaters war. Ich bekam diesen Segen, und ich war von einem Gefühl großen Friedens erfüllt. Es war, als wüßte ich nun, es würde alles zu meinem Besten sein, was auch immer geschah. Wenn ich nicht auf eigenen Füßen nach Hause gehen konnte, dann gab es dafür einen Grund. Ich wußte, daß ich mich immer nach Kräften bemüht hatte, nach dem Evangelium zu leben und zu tun, was ich tun sollte, also war ich auch würdig, diesen Segen zu empfangen. Aber ich war von diesem Tag ein anderer Mensch. Ich war völlig getröstet."

Interessanterweise war es wiederum vor allem das Turnen, das ihr die Genesung ermöglichte. „Ich weiß nicht, ob ich ohne meine Turnausbildung jemals wieder auf die Beine gekommen wäre", meint Diane. „Ich hatte mich beim Sport wiederholt schwer verletzt, und ich hatte damit fertig werden müssen. Beim Turntraining ging es immer auf und ab, und die gegenwärtige Situation war eben ein weiteres Tief, aus dem ich herausmußte. Das Turnen hat mich gelehrt, wieder hochzukommen und wieder zu siegen."

An dem Tag, als Diane schließlich einsah, daß sie nie wieder würde gehen können, beschloß sie, ihr Studium wiederaufzunehmen. Sie lag auf dem Bett, um sich herum alle ihre Sammelalben mit Souvenirs und Fotos von ihren Auftritten. Tränen liefen ihr über die Wangen und fielen auf die Blätter eines Albums. „Mir wurde damals klar, daß es nicht besser werden würde. Ich lag da und weinte, und ich dachte: ‚Ich kann entweder aufgeben oder sehen, wie ich mein Leben weiterführe.' Da habe ich dann den Entschluß gefaßt, wieder an die Universität zu gehen und einen Studienabschluß zu erlangen."

Photography by Philip Shurtleff



Heute unterrichtet Diane eine Grundschulklasse. Ihre siebenjährigen Schüler sind gerade so groß, daß sie ihr in die Augen schauen können. „Die Kinder tun absolut alles für sie", sagt Marie. „Sie mögen sie wirklich gern."

Dianes Schüler sind nicht ihre einzigen Fans. Sie hält auch Firesides für Teenager, die gebannt zuhören, wenn sie ihre Geschichte erzählt. Ihre Botschaft ist Hoffnung und Unentwegtheit, und sie spricht ohne Bitterkeit über das, was geschehen ist.

Im Wesen ist sie immer noch dieselbe. Wenn man sie reden hört, sieht man vor sich das überschwengliche, glückliche Mädchen, das ein ganzes Stadion voller Zuschauer begeistern konnte. Nur daß ihr Charme heute ein anderes Publikum bezaubert. Ihre Stimme scheint jedem Anwesenden zuzulachen, und die Geschichten, die sie erzählt, sind oft von Lachen unterbrochen.

„Wenn ich von meinen Erlebnissen und Erfahrungen als Turnerin erzähle, ist das Eis bald gebrochen. Die jungen Leute vergessen dann, daß ich im Rollstuhl sitze, und sehen, ich bin ein Mensch wie sie und wir haben eine ganze Menge gemeinsam, obwohl ich im Rollstuhl natürlich einen anderen Eindruck mache als sie", sagt Diane.

Ihre Botschaft richtet sich an künftige Sieger: Gib nicht auf, egal, was passiert. „Als ich zu turnen anfing, lernte ich eine Sportlerin namens Nancy Thies kennen. Nancy gehörte zum US-Olympiateam und war eine der besten Turnerinnen der USA. Sie hat mir einiges beigebracht, was ich nie vergessen habe. Das erste, was sie mir sagte, war: ‚Hab keine Angst, auch mal zu verlieren. Wenn du fällst', sagte sie, ‚und liegenbleibst, bist du ein Aussteiger und Verlierer und wirst nie gewinnen. Aber wenn du wieder aufstehst und weitermachst, kommst du als Sieger an die Reihe. Gib also nie auf.'" Diane schwor sich, diesen Rat immer zu beherzigen und niemals aufzugeben, wie oft auch immer sie stürzen mochte.

Nach dem schwersten Sturz ihres Lebens war es nicht leicht, wieder hochzukommen, vor allem wegen des Rollstuhls. Während ihrer ganzen Zeit als Turnerin, auf dem Stufenbarren und selbst wenn sie nur so zum Spaß einen Handstand machte, fürchtete sie nur eines: irgendwann blind oder gelähmt zu sein. „Rollstühle waren mir so unheimlich, daß ich nie mit jemandem redete, der im Rollstuhl saß, und mich von jedem Rollstuhl fernhielt. Es ist, als hätte mich der häufige Gedanke daran auf ein Leben im Rollstuhl vorbereitet", meint Diane.

Mehr als alles anderes dürfte es wohl ihr unüberwindlicher Enthusiasmus gewesen sein, dem sie verdankt, daß sie mit ihrem Schicksal fertig wird, ein Enthusiasmus, der sowohl in ihren humorvollen Geschichten als auch in ihrem stillen, aber machtvollen Zeugnis zum Ausdruck kommt, einem Zeugnis von der Wichtigkeit einer ewigen Perspektive und von Gottes Liebe für jedes einzelne seiner Kinder. Von diesem Geist war Diane immer schon erfüllt. „Außer meinem Vater bin ich noch niemandem begegnet", sagt ihre Schwester Marie, „der ein so starkes Zeugnis gehabt hätte wie sie. Es gibt für sie keinen Zweifel daran, daß das, was sie tut, recht ist und daß die Kirche wahr ist. Sie war schon immer ein großes Vorbild."

Am Ende ihrer Botschaft gehen die Lichter aus, und es folgt eine Diashow zu modernen, schnellen Rhythmen über Diane, die immer zu Späßen aufgelegte Turnerin. Am Ende der Veranstaltung ist sie von aufgeregten jungen Leuten umringt.

Diane sagt: „Ich freue mich ungemein, wenn mir jemand nach einer Veranstaltung sagt, daß er sich nun noch mehr anstrengen wird. Einmal kam ein Mädchen zu mir und sagte, sie habe schon vier Vorträge von mir gehört. Beim erstenmal habe sie beschlossen, doch nicht Selbstmord zu begehen. Beim zweitenmal habe sie eingesehen, daß es keinen Grund gab, von der Schule abzugehen. Beim drittenmal habe sie sich das Ziel gesetzt, die beste Schülerin ihrer Klasse zu werden, und beim viertenmal war sie bereits auf dem besten Weg, dieses Ziel zu erreichen."

Diane zuckt nur die Achseln und lacht ein wenig, wenn jemand ihr sagt, sie sei großartig, ja, sie wirkt sogar ein wenig verlegen, und das ist ungewöhnlich für jemanden, der so oft öffentlich aufgetreten ist. „Die Leute denken immer: Sie ist erstaunlich, sie ist einfach unglaublich – dabei stimmt das gar nicht. Sie sagen: ‚Wenn das mir passieren würde, ich könnte damit nicht fertigwerden.' Darauf antworte ich: ‚Entweder man wird damit fertig, oder man geht zugrunde.' Man muß das Leben nehmen, wie es kommt, und man muß damit fertigwerden, auch wenn man sich dagegen sträubt. Wenn man einen Angehörigen verliert, muß man auch so weiterleben können. Wenn man sich das Genick bricht, muß man eben damit leben. Man lernt dazu – das ist ja das Großartige an der Zeit und am Heilungsprozeß. Dazu muß man kein Übermensch sein."

Man muß nur, wie Diane, bereit sein, wieder aufzustehen, damit man eines Tages als Sieger an die Reihe kommt. Dieser Sieg ist Diane besonders teuer, denn sie hat wiedergewonnen, was sie verloren geglaubt hatte.

Sie hat wieder gesiegt. □



Oft schildert Diane ihre Geschichte interessierten jungen Leuten. Ihre Botschaft ist Hoffnung und Unentwegtheit, und sie spricht ohne Bitterkeit über das, was geschehen ist. Ihr Motto lautet: „Gib nicht auf, was auch immer passiert!"

SPITZE BEMERKUNGEN KÖNNEN VERLETZEN

(Siehe Jakobus 3:8-10)



FÜHREN

ZITATE ZUM THEMA

„‚Erhebt euch und laßt euer Licht leuchten' (LuB 115:5), und seid der Welt ein Licht, den Andern ein Banner."

Präsident Ezra Taft Benson

„Jesus wußte, wer er war und warum er sich auf diesem Planeten befand. Das bedeutet, er konnte von einer Position der Stärke aus führen, nicht in Ungewißheit oder Schwäche."

Präsident Spencer W. Kimball

„Doch hat der Herr schon immer jugendliche Führer berufen. Wenn es um die Erreichung seiner ewigen Ziele ging, hat er nie gezögert, jugendliche Führer einzusetzen."

Ruth H. Funk,
ehemalige Präsidentin der Jungen Damen

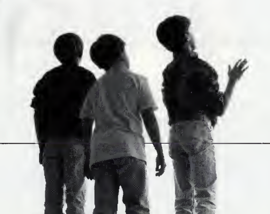
„Heute verstehe ich voll und ganz, warum die Propheten gesagt haben, daß der Herr für diese Endzeit manche seiner besten geistigen Söhne und Töchter erwählt hat. Er braucht euch dringend zum Aufbau seines Reiches. Und das Reich wird genau in dem Maße wachsen und neue Horizonte erreichen, in dem ihr euch bereitmacht, euren Auftrag zu übernehmen, nämlich das Gottesreich zu immer neuen Höhen zu führen."

Elder M. Russell Ballard

„Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf einen Leuchter" (Matthäus 5:14,15.)

„Dank den großen Prinzipien Lauterkeit und Arbeit, wie die Kirche sie lehrt, sind die Jugendführer in der Lage, eine junge Generation heranzuziehen, die die Bewunderung der Welt hervorrufen wird."

Vaughn J. Featherstone



„Jemand hat gesagt, daß Gehorsam nicht das Kennzeichen eines Sklaven sei. Es ist vielmehr eine der Haupteigenschaften eines Führers."

N. Eldon Tanner

„Als Führer kann man von anderen nichts fordern, wozu man selbst nicht bereit ist. ... Wer in der Kirche führen will, muß persönliche Rechtschaffenheit vorleben."

James E. Faust

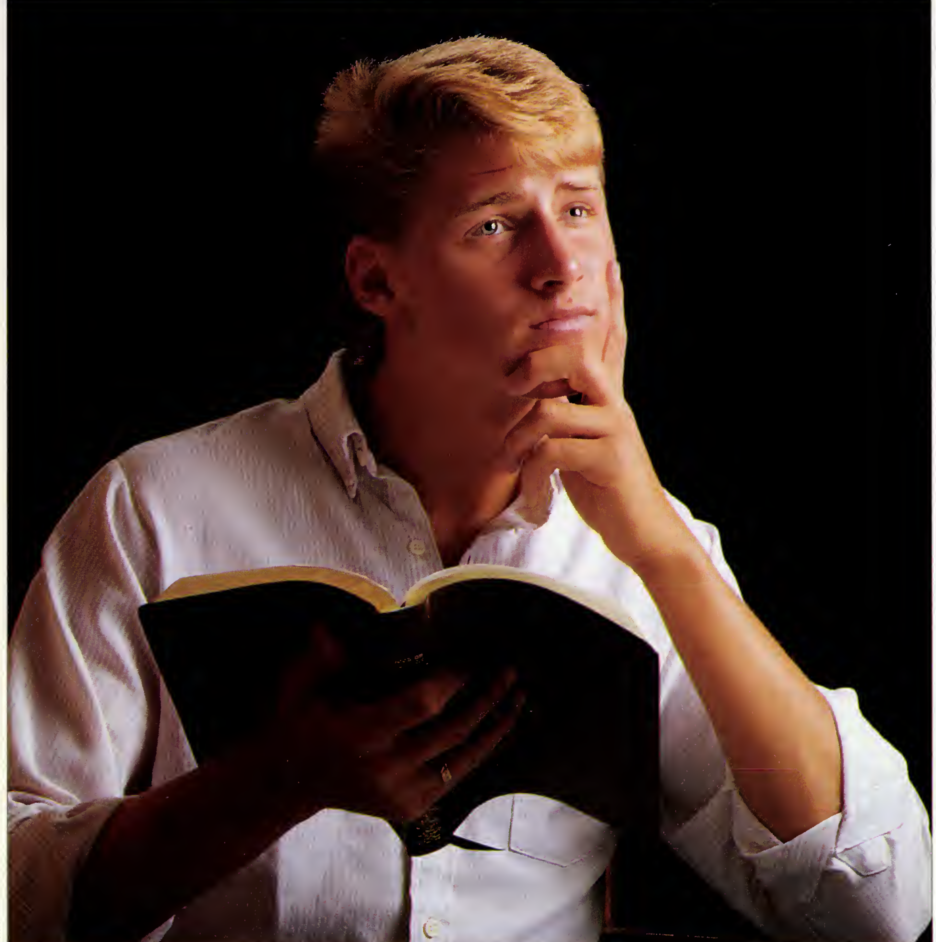
„Einem andern seelisch weiterhelfen kann nur, wer selber auf einer höheren Stufe steht. ... Einem andern das Herz entzünden kann nur, wer selber im Herzen ein Feuer brennen hat."

Präsident Harold B. Lee



Welden Andersen

Elder Russell C. Taylor vom Ersten Kollegium der Siebzig



Welden Andersen

Wo wäre ich ohne die Kirche?

Als ich in der Europäischen Gebietspräsidentschaft diente, war ich einmal in Irland, um eine Mission zu bereisen und an einer Distriktskonferenz teilzunehmen. Bei dieser Konferenz sprach Präsident John O'Farrell, der Erste Ratgeber in der Missionspräsidentschaft der Mission Irland-Dublin. Er stellte eine interessante Frage:

„Wo wäre ich ohne die Kirche?"
Er fragte die Anwesenden: „Wenn Sie die Kirche nicht hätten – wo würden Sie heute stehen?" Und er meinte: „Wenn wir in Irland das Evangelium nicht hätten, wären wir jetzt wahrscheinlich beim Bier im Wirtshaus und würden einander unanständige Geschichten erzählen."

Jeder von uns könnte sich diese Frage stellen: „Wo wäre ich ohne die Kirche?"

Welch ein Segen ist es doch, daß wir das Evangelium haben und uns seiner errettenden Macht erfreuen können!

Meine lieben jungen Freunde, aufgrund der Erfahrungen anderer und aufgrund meines persönlichen Zeugnisses kann ich euch sagen: Das Evangelium hat die Macht, ein Leben dramatisch zu verändern. Die heilige Schrift ist voll von Berichten über Menschen, deren Leben sich durch den Einfluß des Evangeliums verändert hat.

Denkt nur an Matthäus, einen verachteten Zöllner, der dem Erretter nachfolgte. Wo wäre er geblieben, wenn er nicht dem Herrn begegnet wäre und weiterhin nur nach irdischem statt nach himmlischem Reichtum getrachtet hätte? (Siehe Matthäus 9:9.)

Denkt an Saulus, den Zeltmacher von Damaskus – an seine dramatische Begegnung mit Gott an jenem schicksalsschweren Tag bei Damaskus. Bei der Steinigung des Stephanus hatten die Zeugen ihre Kleider zu Füßen des Saulus niedergelegt. Er hatte mit Drohung und Mord gegen die Jünger des Herrn gewütet (siehe Apostelgeschichte 9:1).

Wo hätte Saulus gestanden, was wäre aus ihm geworden, wenn nicht der Herr eingegriffen und Zorn und Haß in Dienstbereitschaft verwandelt hätte?

Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes folgten dem Ruf, ihre Netze liegenzulassen und Menschenfischer zu werden (siehe Matthäus 4:18-22). Es ist ihnen nicht leichtgefallen, es kam ihnen nicht gelegen – das ist nämlich, weltlich gesehen, selten der Fall –, aber dem Ruf des Erretters wurde Folge geleistet, und sie waren von da an andere Menschen.

Wie sieht es heute aus? Kommt so etwas noch vor? Die Antwort ist ein entschiedenes Ja! Schauen wir nach Huddlesfield in England. Eine liebe Schwester namens Mina Kreslins gibt uns dort persönlich Zeugnis. Sie ist in Amsterdam geboren, und sie ist Jüdin. Während ihr Land im Krieg besetzt war, verlor sie ihre Eltern und Geschwister.

Im Zeugnis von ihrer Bekehrung erzählt sie: „Ich war verbittert. Ich betete zwar, aber ich konnte nicht vergeben."

Anfang Oktober 1983 lernte dann ihre Tochter Karla die Missionare kennen. Sie interessierte sich für das Evangelium und bekehrte sich. Zum Taufgottesdienst lud sie ihre Mutter ein.

„Bei Karlas Taufe habe ich den Geist verspürt, und zwar in sehr starkem Maße. Ein so schönes Gefühl hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gekannt. Es war so erhebend und wunderbar, daß auch ich dazugehören wollte."

Die Missionare begannen Schwester Kreslins zu belehren, und der Geist gab ihr Zeugnis von allem, was sie sagten. „Als sie mir von Joseph Smith und der Wiederherstellung erzählten, war der Geist so stark – ich spürte ihn von Kopf bis Fuß. Da wußte ich mit ganzem Herzen, daß die Kirche wahr ist und daß ich dazugehören mußte.

Dankt dem Herrn jeden Tag dafür, daß ihr Mitglieder seiner Kirche seid und daß ihr euch im täglichen Gebet an einen liebenden Vater wenden und Inspiration für eure Entscheidungen empfangen könnt.

Meine Taufe war schön. Mit Worten läßt sich nicht beschreiben, was ich empfand, als ich aus dem Wasser kam. Ich fühlte mich so rein – heilig beinahe. Als ich dann den Heiligen Geist empfing, hatte ich ein wunderbares Gefühl. Am liebsten hätte ich gejauchzt vor Freude. Endlich hatte ich Frieden vom Schrecken und vom Haß der Kriegswirren.

Seit ich Mitglied dieser wunderbaren Kirche bin, kann ich vergeben und habe im Herzen keinerlei Bitterkeit."

Wo wäre Mina Kreslins ohne das Evangelium?

Ich habe mir diese ernste Frage selbst gestellt: „Wo wäre ich ohne das Evangelium?"

Es war mein Zeugnis vom Evangelium, das es mir er-

möglichte, zu meinen Kameraden in der Kriegsmarine nein zu sagen, als wir während unserer Ausbildung Anfang 1944 zum erstenmal Urlaub hatten. Die Kameraden luden mich ein, bei ihren weltlichen Vergnügungen mitzumachen. Ich sollte meine Männlichkeit unter Beweis stellen, indem ich mich tätowieren ließ und dann mit Alkohol und Frauen feierte.

Ich war der einzige Heilige der Letzten Tage in meiner Einheit. Freilich fühlte ich mich ein wenig einsam, als ich mich von ihnen trennte und allein zum Soldatenfreizeitheim und später ins Kino ging. Am nächsten Tag fand ich einen Gottesdienst der Kirche und Freunde, die dem einsamen Mormonenjungen aus Provo den Rücken stärkten.

Daß ich nach dem Zweiten Weltkrieg nach Hause kam und immer noch ein tugendhaftes Leben führte, hat mir ewigen Lohn gebracht.

Die Macht des Satans nimmt zu. Ihr seht sie überall – in Büchern und Zeitschriften, in Film und Fernsehen. Ihr könnt dem Bösen nur standhalten, indem ihr die Rüstung Gottes anlegt (siehe Epheser 6:13-17). Legt die geistige Rüstung Gottes an, denn sie beschützt jeden, der sich damit wappnet, gegen die tödlichen Waffen des Bösen und der Schlechtigkeit.

Ohne das Evangelium hätten wir die Rüstung Gottes, den Schild des Glaubens und den Panzer der Gerechtigkeit nicht.

Ihr seid noch jung und könnt schon jetzt die Segnungen eines rechtschaffenen Lebens haben. Ihr müßt nicht darauf warten, bis ihr alt seid. Es gibt vieles, was ihr tun könnt, um das Gottesreich aufzurichten. Es gibt wahrhaftig vieles, was ein Lorbeermädchen, ein Lehrer, ein Rosenmädchen, ein Diakon oder ein Bienenkorbmächen tun kann. Bedenken wir, daß das Evangeliumslicht durch einen fünfzehnjährigen Jungen der Welt wiedergegeben wurde.

Nur der Satan möchte, daß ihr euch unterbewertet. Die wahren Nachfolger Gottes wissen sehr gut, daß die Seelen großen Wert haben (siehe LuB 18:10).

Wir wollen lernen, was es zu lernen gibt, damit wir nützliche Knechte sind. Nutzt die Bildungsmöglichkeiten der Welt so weit wie möglich aus. Stützt eure weltliche Bildung jedoch mit der geistigen Stärke ab, die ihr aus dem Seminarunterricht gewinnt. Erst streben, dann dienen, erst lernen, dann leben – das ist die richtige Reihenfolge.

Ich bezeuge euch, daß das Evangelium ein Leben verändern kann und daß wir einen liebenden, besorgten himmlischen Vater haben, der einen jeden von uns kennt und von unseren Hoffnungen und Wünschen, von unseren Stärken und Schwächen weiß. □

DER ROTE MANTEL

Viva May Gammell Willcox

Warum hab ich nur auf diese Mormonenmissionare gehört?" dachte Johanna Anderson. Das Schiff unter ihren Füßen schlingerte und stampfte. Es war eine stürmische Überfahrt, und heute war es besonders schlimm. So gut wie jeder, den sie an Bord kannte, war seekrank, und ihr Glaube begann zu schwinden. „Warum muß diese Reise so lang und mühsam sein?" dachte sie.

Sie hätte in diesem Moment ebensogut zu Hause bei ihren lieben Eltern in Schweden sein können. Sie waren Anfang des 19. Jahrhunderts von Missionaren bekehrt worden, und es war ihr großer Wunsch gewesen, ihre Kinder nach Salt Lake City zu schicken. Als ihr Sohn Neils für seine Frau und sich das Fahrgeld beisammen hatte, beschlossen die Eltern, die Gelegenheit zu nutzen und die vierzehnjährige Johanna mitfahren zu lassen.

Johanna dachte daran, mit wieviel Sorgfalt ihre Mutter die Truhe gepackt hatte. Ganz unten lag ein Überraschungspaket für sie bereit. „Johanna", hatte die Mutter gesagt, „wenn du weit fort von zu Hause bist, wenn dein Glaube schwach wird oder wenn du Hilfe brauchst, dann öffne das Päckchen ganz unten in deiner Truhe. Es wird dich aufheitern und deinen Glauben stärken, bis du nach Utah kommst."

Eigentlich hatte ihre Stimmung nun wirklich einen Tiefpunkt erreicht. Die Schiffspassagiere hatten unter den schweren Stürmen gelitten, und jetzt fing auch noch das Trinkwasser für die dreimonatige Überfahrt an zu faulen. Viele Passagiere waren schwer erkrankt, und einige waren sogar gestorben und auf See begra-



Craig Dimond

ben worden. Es mochte also der passende Zeitpunkt sein, das Päckchen zu öffnen, das ihr die Mutter mitgegeben hatte.

Sie ging in den Gepäckraum und suchte ihre Truhe heraus. Sie öffnete die Truhe und tastete nach dem Paket. Als sie sah, was drinnen war, traten ihr Tränen in die Augen. Es war der allerschönste rote Mantel, den sie je gesehen hatte. Ihre Mutter mußte viele Stunden daran gesessen haben. Sie schlüpfte hinein – er war warm und weich – und führte einen kleinen Freudentanz auf.

So glücklich war sie schon lange nicht gewesen. Sie wollte ihren neuen Mantel gleich allen anderen Passagieren zeigen, doch dann besann sie sich. Es sollte ihr Geheimnis bleiben. Dieser rote Mantel war für später, für Utah. Sie wollte ihn erst in ihrer neuen Heimat tragen. Sorgfältig verstaute sie ihn wieder in der Truhe.

Das Wissen um ihr schönes Geheimnis gab ihr Mut für den Rest der Reise. Wenn kein Mensch an Bord des Schiffes das Essen ansehen mochte, hatte Johanna dennoch Appetit. Sie hatte sich mit dem Schiffskoch angefreundet, und er machte ihr die schwedischen Omeletten, die ihr so gut schmeckten. Er stellte ihr die große Schüssel auf die Knie, während er die Zutaten verrührte.

Endlich, nach drei Monaten, erreichte das Schiff Amerika. Die Andersons brauchten noch einmal sechs Monate bis St. Louis in Missouri. Sie kauften einen Planwagen, Ochsengespanne und Proviant für den langen Treck über die Prärie.

Neils und seine Frau lenkten den Wagen, Johanna lief daneben her. Sie war jung und kräftig und liebte die Wildnis mit den Tieren. Jeden Tag entdeckte sie etwas Neues, was sie in Staunen und Aufregung versetzte. Manchmal sah sie in der Ferne friedliche Indianer. Und ständig dachte sie beim Gehen an ihr Geheimnis in der Truhe, an den weichen, roten Mantel, und wie sie ihn tragen wollte, wenn sie erst einmal in ihrer neuen Heimat Utah war.

Dem Pionierzug folgten jedoch unbemerkt feindliche Indianer. Johanna spürte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, und fürchtete sich ein wenig. Als es dann endlich Abend wurde, ließ der Führer der Abteilung die Wagen in einem engen Kreis aufstellen. Das



Die Mutter hatte den Mantel mitgegeben, um Johannas gute Stimmung zu bewahren, aber schließlich hat der Mantel dem ganzen Pionierzug das Leben bewahrt.

Vieh wurde in die Mitte der Wagenburg getrieben. Es gab weder ein Lagerfeuer noch Musik und Tanz wie an den anderen Abenden. Den Heiligen wurde befohlen, sich schlafen zu legen und sich ruhig zu verhalten.

Erschöpft von dem langen Fußmarsch schlief Johanna fest ein. Im Morgengrauen wurde sie plötzlich von Stimmen und Pferdegetrappel aus dem Schlaf gerissen. Ihre Schwägerin bedeutete ihr, sie solle still liegenbleiben. Neils war nicht in seinem Bett.

Die Stimmen wurden lauter und kamen näher, und Johanna hörte eine fremde Sprache. Ihre Leute redeten mit den Indianern.

Sie hörte, wie sich Männer oben im Wagen, unter dem sie lag, zu schaffen machten. Ihre Truhe stand an einem Ende des Wagens. Sie hörte, wie die Truhe geöffnet wurde, und hörte, wie Neils mit den Indianern verhandelte.

Plötzlich verstummten die Stimmen. Die Männer sprangen vom Wagen, und sie hörte sie fortreiten.

Neils kam zurück und führte Johanna zur Vorderseite des Wagens. Er sagte zu seiner Schwester: „Johanna, bleib hier stehen. Sieh dich nicht um, und geh nicht hinter den Wagen. Du hast Glauben, und der Herr wird für uns alle sorgen."

Die Versuchung war zu groß für Johanna – sie wandte sich um und sah die Indianer davonreiten, hintereinander in einer Reihe, auf ungesattelten Pferden. An der Spitze galoppierte mit lautem Geschrei Häuptling Walker. Von seinen Schultern wehte ihr schöner roter Mantel.

Neils schloß seine Schwester in die Arme. „Johanna, dein Mantel hat dir das Leben gerettet – und nicht nur dir, sondern uns allen. Das leuchtende Rot hatte es ihm angetan. Als er deinen Mantel sah, war er zufrieden und ließ uns in Ruhe."

Die Andersons erreichten bald Salt Lake City. Johanna heiratete James Hansen, einen jungen Mann, der sich in Dänemark zur Kirche bekehrt hatte. Sie hatten zehn Kinder, und ihre Nachkommen erzählen ihren Kindern heute noch die Geschichte von dem roten Mantel. □

Viva May Gammell Willcox ist eine Urenkelin von Johanna Anderson.

